# Vesta

Kleine Schriften

zur

Philosophie des Lebens,

besonders

des häuslichen.

Von

Karl Heinrich Heydenreich.

Viertes Bändchen.



Leipzig,
bey Gottfried Martini. 1802.

# Vorerinnerung.

Ich habe mich bey diesem vierten Bändchen nur in einer zwiefachen Hinsicht zu meiner Rechtfertigung zu erklären.

Man dürfte mir den Vorwurf machen, ich habe in der Abhandlung No. III. den Affekt des Aergers und der Aergerlichkeit zu einseitig behandelt, und in Hinsicht auf Ursachen und Folgen desselben, zu wenig Rücksicht auf den Körper genommen. Ich habe den Gegenstand allerdings beynahe blos psychologisch behandelt. Es wäre mir leicht gewesen die Resultate der Erforschungen der berühmtesten Aerzte über den Einfluß des Aergers auf die thierische Maschine in meine Untersuchung zu verweben; allein ich gestehe offenherzig, daß ich durch dieselben das

Verhältniß des Aergers zur Galle eben so wenig begriffen habe, als mich irgend eine Physiologie über den Zusammenhang des Lachens und des Zwergfells befriedigt hat. Die Betrachtung der Krankheiten, welche durch jenen Affekt entstehn, lag natürlich außer meiner Sphäre. Ich wünsche indessen zu wissen, ob praktische Aerzte von meinen Bemerkungen Gebrauch machen können. So viel ich weiß, hat noch kein Psycholog die wahre Natur des Aergers im Besondern und umständlich dargestellt. Ich werde im folgenden Bändchen die Mittel, allem Aerger vorzubeugen, und die einzig möglichen Heilmethoden einer festgesetzten Aergerlichkeit aus philosophischen Grundsätzen, und der Erfahrung entschöpften Beobachtungen entwickeln.

Meine Erzählung: Graf Tellow würde man sehr ungerecht beur-

theilen, wenn man glaubte, ich habe damit ein im Detail vollendetes Ganzes geben wollen. Jeder denkende Leser muß sogleich bemerken, daß die Handlung selbst nicht in ihren Haupttheilen vollkommen entwickelt, vielweniger in Nebenscenen und Episoden, die mit ihnen zusammenhängen, erschöpft ist; daß manche Charaktere sehr unbestimmt geblieben sind, manche eine müßige Rolle zu spielen scheinen; daß die Form der Darstellung zu abwechselnd, bald Brief, bald Erzählung, bald Dialog ist. Man wird besonders Scenen vermissen, in denen die unglücklichen Kinder erscheinen, wird die schreckliche Katastrophe des Schicksals des Grafen und seiner Gemahlin zu kurz hingeworfen finden, und mit gutem Grunde fragen, was aus dem verrätherischen Freunde desselben geworden sey. Ich muß also erklären,

daß dieses ganze Stück nur eine Skizze ist, welche ich in dieser Sammlung kleiner Schriften dem Publikum vorgelegt habe, um zu erfahren, ob ich die günstige Aufnahme der Behandlung desselben Stoffes im Ganzen voraussetzen darf. Man wird hoffentlich bemerken, daß, nach der Anlage der Geschichte, hier die ganze Moralphilosophie über den Geschlechtstrieb, in Beziehung auf häusliches Glück und Elend, unter den rührend'sten Situationen dargestellt werden kann, und daß man dieses Gemählde aufblühenden Jünglingen und Mädchen in die Hände geben dürfe, ohne für ihre Unschuld jene Gefahren zu fürchten, welche so viele dichterische Schriften über diesen Gegenstand mit sich führen.

Der Herausgeber.

# Inhalt.

# Verbesserungen.

Seite 86 Z. 8 v. o. Niemand l. Nimrod

— 128 Z. 8 v. o. dach' ich l. dacht' ich

— 129 Z. 5 v. u. Todtes l. Todt's

— 164 Nach Z. 9 v. o. Von der schminke-freyen Wahrheit, fehlt: Und des innern Willens Klarheit,

— 169 Z. 1 v. o. Porsonen l. Personen

— 224 Z. 11 v. o. undankbar l. wunderbar

— — Z. 3 v. u. ihren Mann l. ihre Manen.

I.

# Ueber die Ehe
## nach
## Grundsätzen der Rechtswissenschaft
## betrachtet.

Zur nähern Prüfung der vom Herrn Fichte im zweyten Theile seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Grundsätze des Eherechts.

Vom

Herausgeber.

Beschluß.

# Ueber
# Hurerey, Ehebruch und Ehescheidung.

So wie ich in den vorigen Theilen dieses Werks gezeigt zu haben glaube, wie schief und verfehlt in so vielen Stücken die Ansichten sind, welche Herr Fichte von dem Gegenstande seiner Untersuchung nimmt, so fahre ich fort, mit Freymüthigkeit und Schärfe seine weitern Erforschungen, über außerehelichen Beyschlaf, Ehebruch und Ehetrennung zu prüfen. Man trifft auch in diesem Abschnitte auf Seltsamkeiten, die man von einem Manne von Scharfsinn nicht erwarten sollte.

Ehe ich zu der Sache selbst im Besondern übergehe, muß ich zuvörderst die staatsrechtlichen Grundsätze angeben, nach denen ich in Hinsicht dieser Materie urtheile. Außerdem würde ich leicht in den Verdacht kommen, als griffe ich meine Einwürfe aus der Luft, oder wäre wohl gar von niedrigem Partheygeiste beseelt.

Wenn ich anders irgend richtig über den Vertrag der bürgerlichen Gesellschaft zu urtheilen fähig bin, so darf ich folgende Grundsätze für unumstößlich erklären.

1.

Der Staat hat so viel Gewaltrecht, als ihm der allgemeine Wille der Gesellschaft vernünftiger Weise zugestehen muß, um ihren Zweck, Sicherheit und Wohlstand, so vollkommen, als möglich zu erreichen. Doch was sage ich Gewalt recht, es ist vielmehr Pflicht, über deren nothwendige Leistung alle einzelne Theilnehmer der Gesellschaft, nach dem Geiste des bürgerlichen Vertrags übereingekommen

sind. Der Wille ihrer aller ist in der von ihnen angeordneten exekutiven Gewalt begriffen.

2.

Es folgt aus dem Geiste des bürgerlichen Vertrags, daß die Staatsgewalt durch Gesetz und Strafe alles befördere, was zur Sicherheit und zu dem Wohlstande der Gesellschaft unentbehrlich ist, und alles hindre, wodurch diese Sicherheit und dieser Wohlstand unmöglich gemacht würde.

3.

Es versteht sich von selbst, daß der Staat in diesen Hinsichten nur zu denjenigen Verfügungen verpflichtet ist, welche er mit Bestimmtheit und ohne die Möglichkeit, irgend einem Bürgen dadurch Unrecht zu thun, leisten kann.

4.

Alle Vergehungen, wodurch die Sicherheit und der Wohlstand des Staats gefähr-

det wird, gehören schlechterdings vor das Forum der Staatsgesetzgebung.

5.

Ein Staat kann ohne eine Kirche sehr wohl bestehen. Wenn aber in gewissen Staaten sich Kirchen befinden, die diesen Namen verdienen, so kann man sie vernünftiger Weise nicht als moralische Zwangsgesellschaften*) ansehen. Sie sind freye Institute für gemeinschaftliche, öffentliche Gottesverehrung, religiöse Aufklärung und Beförderung der Gefühle wahrer Andacht.

Ueberzeugt, daß die Wahrheit dieser Grundsätze von jedem unpartheyischen Denker anerkannt werden muß, darf ich es wagen, meine auf dieselben gestützten Bemerkungen über Herrn Fichte's System fortzusetzen.

Herr Fichte geht, um zu seinen Resultaten über die bürgerlichen Folgen des

*) Dieses Ausdrucks bedient sich Herr Fichte, wie wir in der Folge sehen werden.

Ehebruchs, und der daraus etwa erfolgenden Scheidung zu gelangen, von einer Betrachtung über das Verhältnis des Staates und der Gesetzgebung, zur Befriedigung des Geschlechtstriebes außer der Ehe aus. Zwar sagt er, sey es Pflicht des Staates, zu verhindern, daß irgend ein Weib gezwungen werde, sich ohne Liebe einem Manne hinzugeben; allein so wie jeder das Recht habe, seine Persönlichkeit aufzuopfern, so wie der Staat kein Gesetz gegen den Selbstmord geben könne, so stehe es auch dem Weibe frey, sich zum Thiere herabzuwürdigen, und sich aus bloßer Wollust, ohne alle Liebe einem Manne hinzugeben. Er folgert daraus, der Staat habe kein Recht, Gesetze gegen Hurerey und Ehebruch zu geben.

Die Uebersicht dieser Ideen erfüllt mich mit Erstaunen und Befremdung. Unstreitig wird der bürgerliche Vertrag von Personen im wechselseitigen Zutrauen auf die Behauptung der Persönlichkeit geschlossen. Außerdem würden Menschen auch mit Hunden und Katzen, wenn

sie nur der Sprache fähig wären, jenen Vertrag eingehen können. Seine Persönlichkeit aufopfern, heißt: sich gegen die Gesetzgebung der moralischen Vernunft empören, seine Würde aufopfern, und tief unter den Menschen zum Thiere herabsinken. Wer also seine Persönlichkeit aufopfert, erlaubt sich jedes Verbrechen, er entehrt das andre Geschlecht, läßt sich entehren, betrügt, stirbt, mordet, mordet grausam und quälend, mit einem Worte: er ist ein zu Allem fähiger Bösewicht. Wenn nun Herr Fichte sagt, der Staat müsse zulassen, daß jeder seine Persönlichkeit aufopfere, so kann ich es nicht anders deuten, als daß in einer bürgerlichen Gesellschaft jedes Mitglied sich jede Schandthat erlauben dürfe.

Ich würde gern glauben, Herr Fichte habe hier nur im Ausdrucke gefehlt, allein diese Rechtfertigung fällt weg, wenn ich lese: der Staat könne kein Gesetz gegen den Selbstmord geben, dürfe nicht verhindern, daß ein

Weib sich zum Thiere erniedrige *), keine Gesetze gegen Hurerey und Ehebruch geben, eben so wenig Strafen darauf sezzen.

Daß man den Selbstmord unter gewissen Umständen vertheidigen könne, habe ich bereits im zweyten Bande meines Buchs: Philosophie über die Leiden der Menschheit zu zeigen versucht. Allein ich habe den Rückhalt behauptet, daß der Staat unter dem Selbstmorde nicht leiden müsse. Nach Herrn Fichte darf jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft sich ermorden, wenn es ihm beliebt, und der Staat hat kein Recht, es gewaltsam zu

*) Possierlich ist es, wenn er sagt: es stehe einem Manne äußerlich frey, unedel und gemein zu denken. Dieß ist gar kein Gegenstand der Gesetzgebung. Man kann natürlich keinen Menschen in das Zuchthaus bringen, weil er ein Schuft ist, oder ein Windbeutel!

verhindern. Es springt in die Augen, daß dieß eine Meynung ist, durch deren Realisirung die bürgerliche Gesellschaft ganz aufgehoben würde. Wie lächerlich wäre der Socialcontract, wenn sich eine verhältnismäßige Menge von Menschen zur Handhabung und Vertheidigung ihrer Sicherheit und ihres Wohlstandes verbände, und doch alle darüber unter sich einig wären, daß jeder sich, wenn ihn seine Lage und sein Affect dazu triebe, ermorden dürfte. Dem Bürger muß keine Handlungsweise erlaubt seyn, welche, wenn sie allgemein würde, d. h. wenn einer dem Beyspiele des andern folgte, alle bürgerliche Verbindung vernichtete. Dieß ist aber der Fall bey dem Selbstmorde. Was würde denn aus der Gesellschaft, wenn es jedem unbedingt frey stünde, seine Tage abzukürzen, und niemand es hindern dürfte, wenn es geschähe! Und kann denn etwa der Staat keine vernünftigen Gesetze gegen den Selbstmord geben? Freylich ist es frucht=

los, wenn die Gesetze sagen: „wenn du dich selbst ermordest, bekommst du kein ehrliches Begräbnis;“ denn wer des Lebens überdrüßig ist, kümmert sich um die Art seines Begräbnisses nicht. Aber der Staat kann doch gebieten, daß jeder Bürger bey Strafe verpflichtet seyn solle, denjenigen, der den Selbstmord zu begehen im Begriffe ist, oder doch sich darüber auf eine verdächtige Weise äußert, davon mit Gewalt abzuhalten; er kann und muß harte Strafe darauf setzen, wenn irgend ein Bürger überwiesen wird, daß er einen intentionirten Selbstmörder, dessen Vorhaben er gewußt, nicht von der That abgehalten habe *).

*) Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob es sich nicht aus dem Socialcontracte ergebe, daß man, um den Selbstmord zu verhindern, ein Gesetz gebe, nach welchem jedem eintretenden Bürger angedeutet wird, daß, im Fall er sich selbst ermorde, ohne etwa eine höchstnöthigende Veranlassung dazu z. B. eine un-

Ich bin ein Vertheidiger des vernünftigen Selbstmords; dieser Fall tritt nur dann ein, wenn wir von der Unmöglichkeit überzeugt sind, der Welt fernerhin zu nützen, wenn wir, angegriffen von gefährlichen Krankheiten, welche auf den Gebrauch des Verstandes Einfluß haben, fürchten müssen, daß wir unsern Mitmenschen durch unsre Fortdauer auf dieser Welt schaden könnten. In einem solchen Falle kann der Staat niemanden zwingen, den Unglücklichen und verzweifelten Menschen zurückzuhalten; es wäre eine Grausamkeit. Wenn aber Bürger etwa wegen verminderter Glücksumstände, wegen beleidigter Ehre, wegen einer fehlgeschlagnen Heyraths-

heilbare Krankheit, zu haben, man seine Familie, wenn er eine hat, aus dem Staate entferne, doch scheint mir, daß dieses zugleich im höchsten Grade lieblos und zwecklos seyn würde.

speculation und dergleichen sich das Leben nehmen wollen, so tritt die volle Strenge der Gesetzgebung ein; man behandelt solche Menschen, wenn man sie auf der That trifft, wie Verbrecher gegen den Staat.

Ueber mein Leben kann ich unter gewissen Umständen gebieten, aber meine Ehre darf ich nie Preis geben. In Hinsicht der Hurerey eines Weibes, kommt in Beziehung auf den Staat nicht sowohl ihre eigne Ehre, als vielmehr der Nachtheil in Betrachtung, den der Staat dadurch erleiden dürfte. Man sollte nicht glauben, daß irgend ein weltkundiger und denkender Mann nicht einsähe, welche traurige Folgen in einem Staate eintreten müssen, wenn es den Frauen frey stünde, sich dem Dienste der Venus terrestris zu widmen, und sich zu Thieren herabzuwürdigen. 1) Es liegt am Tage, daß die Hingabe eines Weibes an einen Mann aus blos thierischer Wollust eine entschiedene Lasterhaftigkeit verräth. So wie die Tugenden, so hängen auch die Laster unter

einander zusammen, und man kann von jedem, der ein Laster in sich herrschend werden läßt, voraussetzen, daß er wenigstens sehr leicht zu andern übergehen dürfte. Kann dieß wohl dem Staate gleichgültig seyn? 2) Wie viel wirkt nicht das Beyspiel? Wie unfehlbar reitzen nicht Laster der Sinnenlust zur Nachfolge, besonders wenn sie öffentlich geduldet werden! 3) Und wenn dieß ganz unleugbar ist, wer begreift nicht, daß die Bevölkerung durch das Erlaubtseyn der blos thierischen außerehelichen Wollust im höchsten Grade leidet. Weiber, welche sich blos aus Wollust hingeben, wollen nicht Mütter seyn; sie scheuen die pflichtmäßigen Aufopferungen im Zustande der Schwangerschaft, und schaudern vor den Wehen der Geburt und den Beschwerden des Kindbettes. Viele von ihnen verhindern durch künstliche Mittel die Schwangerschaft. Ja wer weiß, wie manches Kind noch in Mutterleibe oder neugebohren durch solche unnatürliche Kreaturen ermordet wird. 4) Wenn nun aber auch solche Personen

Kinder erzeugen, wie traurig steht es um ihre Erziehung. Man kann sicher voraus setzen, daß Kinder solcher Mütter Bösewichter oder doch lüderliche Menschen werden.

Ich ziehe das Resultat: der Staat muß Gesetze gegen Hurerey und Ehebruch geben und Strafen darauf setzen.

Herr Fichte fügt die Bemerkung hinzu: die ursprüngliche Einrichtung in christlichen Staaten spreche für seine Meynung. „Die Vergehungen dieser Art, sagt er: werden nicht so wohl als Uebertretungen eines Civilgesetzes, sondern vielmehr als Uebertretungen eines moralischen Gesetzes, und von der moralischen Zwangsgesellschaft, der Kirche bestraft. Die Hauptstrafe für sie war immer eine Kirchenbuße." Nach der Ansicht, die er von der Sache faßt, hat er allerdings Recht. Allein mit seiner Erlaubnis erkläre ich diese Ansicht für falsch. Das Recht der Kirche für die Verbrechen der

Hurerey und des Ehebruchs eine Kirchenbuße anzuordnen, ist der Kirche vom Staate übertragen, und der Staat kann in der That keine zweckmäßigere und wirksamere Strafe dafür bestimmen. Vor dem Altare soll die Jungfrau mit dem Bewußtseyn der Keuschheit ihrem Geliebten einst angetraut werden; giebt sie ihre Ehre Preis, was ist passender, als daß sie an demselben Orte beschämt werde und ihre Reue öffentlich bezeige, wo sie mit dem Kranze der Unschuld erscheinen sollte. Derselbe Fall ist es mit dem ehebrecherischen Weibe. Am Altare hat sie in Gegenwart der christlichen Gemeinde, welche als Zeuge angesehen werden muß, ihrem Gatten Treue versprochen; durch den Bruch dieses Versprechens beleidigt sie mit ihrem Gatten zugleich die ganze christliche Gemeinde. Es ist sehr zweckmäßig angeordnet, daß sie an demselben Orte, den sie durch ihre Untreue entheiligt hat, öffentliche Schande dulde, und als eine Ehebrecherin zur Schau ausgestellt werde, und ihre Gewissensbisse und ihren Vorsatz

der Besserung vor der ganzen versammelten Gemeinde ausdrücke *).

*) Im Grunde war in den ältern Zeiten die Kirchenbuße nicht sowohl Strafe, als vielmehr der Ritus der Wiederaufnahme eines exkommunicirten Verbrechers in die christliche Gemeinde. Sie war auch gar nicht infamirend, hob vielmehr die Infamie der Exkommunikation auf. Die exkommunicirte Person erschien als reuig und zur Besserung entschlossen. Deyling in institutt. prudentiae pastor. P. III. C. IV. §. XXIII. Quando peccator ecclesiae communione aliquamdiu exclusus, tandem per divinam gratiam resipiscit et in sinum ecclesiae, tanquam genuinum et sanatum membrum, vult recipi, multis in locis propter certa delicta, singulatim contra sextum praeceptum admissa, publice oportet deprecari offendiculum ecclesiae datum, er muß öffentliche Kirchenbuße thun, wie solche des Orts bräuchlich ist. Olim nemo excommunicatorum recipiebatur, nisi lacrimis, deprecationibus, prostrationibus, in sacco et cinere lugeret ac sincera exomologesi ecclesiae offensae satisfecisset. Eben derselbe in dems.

Uebrigens war die Exkommunikation nicht bloß auf Hurerey und Ehebruch gesetzt, sondern auch auf jede Uebertretung der Civilgesetze, wodurch eine Person sich der Theilnahme an der kirchlichen Verbindung der Christen unwürdig machte. Daraus also, daß auf Hurerey und Ehebruch Kirchenbann und Kirchenbuße stand, folgt nicht, daß man geglaubt hätte, der Staat habe kein Recht Civilgesetze gegen Hurerey und Ehebruch zu geben, und Strafen darauf zu setzen. Der Meineidige, der betrügerische Vormund von Wittwen und Waisen kam auch in den Bann und mußte Kirchenbuße thun, mußte aber nichts destoweniger auch die Civilstrafen erdulden. Uebrigens ist es auch ungegründet, daß in allen christ-

B. §. XXIV. Haec publica penitentiae significatio perinde ac excommunicatio ipsa non habet rationem poenae civilis, nec per se ignominiosa est, aut infamiam civilem de iure poenitenti adspergere valet.

lichen Staaten die Bestrafung der Hurerey und des Ehebruchs bloß Sache der Kirche gewesen sey, in mehrern waren auch Civilgesetze dagegen. Der Hauptfehler liegt darin, daß Herr Fichte die Kirchenbuße für Strafe hält. Dieß war sie nach der ursprünglichen Einrichtung (auf diese beruft er sich ausdrücklich,) nicht. Die Exkommunikation war der Akt, wodurch die christliche Gemeinde erklärte, der Verbrecher habe sich durch seine Thaten der Theilnahme an den kirchlichen Gottesverehrungen und des Genusses der Sakramente unwürdig gemacht. Dieß ist eben so wenig Strafe, als wenn man aus irgend einer Gesellschaft ein Mitglied ausstößt, welches ihre Gesetze übertritt, und ihr Schande macht. Die Kirchenbuße war der Akt, mit welchem der Verbrecher seine Reue und seinen Vorsatz der Besserung öffentlich vor der Gemeinde erklärte, ihr wegen seiner Laster und Uebelthaten Abbitte that, auch sich dadurch wieder die Rückkehr zur Gesellschaft be-

wirkte. Von Strafe ist also hier gar nicht die Rede.

Herr Fichte beschließt seine Bemerkung mit einem Beyspiele, wobey er sich wohl ein wenig vergessen hat. Er sagt: „Die Einkünfte der päbstlichen Kammer von liederlichen Weibspersonen sind eine große Consequenz in der Inconsequenz. Die Kirche ist es eigentlich, die ihre Einwilligung zu dieser Lebensart geben muß, außerdem durfte sie nicht getrieben werden, und das Geld, welches erlegt wird, ist die Buße, welche voraus bezahlt wird für die Sünden, die sie noch begehen wollen.“ Der Pabst ist nicht bloß das Oberhaupt der Kirche, sondern auch ein weltlicher Regent. Wenn sich also Huren durch Geldsummen, welche der päbstlichen Kammer zufallen, Freyheitsbriefe für die Führung ihres lasterhaften Lebens erkaufen, so thut dieß der Pabst gerade nicht als Oberhaupt der Kirche. Es ist

eine Polizeysache, welche man nicht einseitig betrachten muß und für deren Vertheidigung man, wenn man nur den richtigen Gesichtspunkt faßt, mancherley sagen kann. So viel ist gewiß, ein provisorischer Ablaß, wie ihn Tezel sich erlaubte, soll es nicht seyn. Wenn dieser niederträchtige Mensch eine solche Frechheit ausübte, so geschah es auf Antrieb seiner eignen Gewinnsucht gegen die Grundsätze seiner Kirche, und er wurde mit Recht dafür von jenem Sächsischen Edelmanne bestraft, der sich Ablaß für künftige Sünden kaufte, ihn dann unterwegs überfiel, mit Nachdruck ausprügelte, sein Geld zurück nahm, und ihn versicherte, er könne ihm diese Sünde nicht verargen, denn es sey gerade eine von denen, für welche er von ihm Ablaß erhalten habe.

Herr Fichte geht nach dem Versuche, seine allgemeine Behauptung, der Staat könne nämlich gegen Hurerey und Ehebruch keine Gesetze geben, durchzusetzen, zu der Betrachtung und Entscheidung besonderer Fälle über:

Entweder in einem Verhältnisse, dessen letzter Zweck die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist, und das sich auf Eigennutz gründet, ist Beständigkeit und Publicität; dann heißt es der Concubinat, welcher eben durch das Beysammenwohnen Publicität, wenigstens für eine aufmerksame Polizey, erhält;

Oder mit der Befriedigung des Geschlechtstriebes außer der Ehe ist das Zusammenleben nicht verknüpft.

Wenn Herr Fichte seinen allgemeinen Grundsätzen über Hurerey und Ehebruch nicht untreu werden will, muß er natürlich auch annehmen, der Staat könne den Concubinat nicht verbieten. Dieß sagt er auch, setzt aber hinzu, er müsse sich überzeugen, daß dem Weibe keine Gewalt zugefügt werde, sondern daß sie den zwar schänd-

lichen Contrakt freywillig geschlossen habe. Dieß, sagt er, müsse sie erklären, und da die Sache unwürdig ist, nicht mit Feyerlichkeit und Gepränge, und ja nicht vor den moralischen Lehrern, sondern etwa vor Polizeydienern, die ohnehin verpflichtet sind, sich mit unehrlichen Sachen zu beschäftigen. Der Concubinat hat die rechtlichen Folgen der Ehe nicht. Der Mann wird nicht Garant des Weibes bey dem Staate. Das Band kann wieder gelöst werden, so bald es einem von beyden einfällt, ohne alle Formalität. Der Staat hat es nicht garantirt. Eben so wenig garantirt er die Bedingungen des Vertrags, und die Weibsperson erhält keine zu Recht beständige Anforderung an den Mann; dann eine solche erhält man nur mit einem Gewerbe, welches der Staat bestätigt und anerkennt. Nun kann zwar der Staat das Gewerbe, welches beym Concubinate getrieben wird, nicht verhindern, weil

dieß außer seinen Rechten liegt, aber er kann es auch nicht bestätigen, weil es unmoralisch ist. Wenn also der Mann sein gegebenes Wort nicht halten will, so kann die Weibsperson ihn nicht verklagen, sie würde in diesem Falle von den Gerichten abgewiesen."

Ich erlaube mir über diesen Satz folgende Bemerkungen:

1) Herr F. sagt: „*Der Staat kann den Concubinat nicht verhindern, nur muß das Weib ihm erklären, daß sie den zwar schändlichen Contrakt freywillig geschlossen.*" — Grund davon: „*weil er die Ehre des andern Geschlechts schützen, d. h. verhindern muß, daß es nicht gezwungen werde, sich anders als aus Liebe hinzugeben.* Der Charakter des Concubinats ist, daß beyde Parteyen sich *aus Selbstsucht und Wollust* hingeben, und, *ohne Liebe*, zur Befriedigung ih-

res Geschlechtstriebes beysammen leben. Diesen Begriff nimmt Herr Fichte selbst an. Wie, beym Aristoteles und Petrus Ramus! hängt es zusammen:"

„Weil der Staat die Ehre des an-
„dern Geschlechts schützen, d.h. ver-
„hindern muß, daß es nicht ge-
„zwungen werde, sich anders als
„aus Liebe hinzugeben — muß
„er von jeder Concubine verlangen,
„daß sie erkläre, sie habe sich frey-
„willig entschlossen, aus bloßer
„Wollust und Eigennutze,
„ohne Liebe, zur Befriedigung
„des Geschlechtstriebes mit einem
„gewissen Manne öffentlich und ohne
„Hehl zusammen zu leben!"

Der Staat hat also nach Herrn Fichte nicht bloß die Pflicht, die Ehre des andern Geschlechts zu schützen, sondern auch seine Schändlichkeiten. Oder rechnet er vielleicht auch die Freyheit im außerehelichen thierischen Ge-

nusse der Geschlechtslust zur Ehre des andern Geschlechts? — In welchem Lichte erscheint der Staat, wenn ein Mädchen die Frechheit nicht etwa haben darf, sondern haben soll, ihm gleichsam in das Angesicht zu sagen:

„Ich erkläre euch, daß ich mich entschlossen habe, als Hure mit dem und dem zusammen zu leben, und daß ich diese Schändlichkeit aus freyem Willen begehe, ohne von ihm gezwungen worden zu seyn."

2) Es fragt sich nun natürlich, an wen diese Erklärung geschehen soll. Indem Herr Fichte diese Aufgabe lösen will, scheint ihm sein philosophisches Gewissen zu schlagen. Denn die Würde des Staats und das Ansehen der Obrigkeiten ist sehr in Gefahr. Er macht die vorsichtige Bemerkung: „Die Erklärung müsse ohne alle Feyerlichkeit und alles Gepränge ge-

schehen." Wem wird es wohl einfallen, die Beyschläferin solle sich mit Trompeten- und Pauckenschall bey dem Staate produciren!! — Nun, an wen soll die Erklärung geschehen? — Herr Fichte verbittet angelegentlichst, „nicht an die moralischen Lehrer" — Nun diese könnten ja doch wohl durch Vorstellungen auf das Herz des verirrten Mädchens wirken, und es vielleicht zur Tugend zurück führen, da zumal alle den unmoralischen Gebrauch des Geschlechtstriebes betreffende Fälle, nach ihm, vor das Forum der Kirche gehören. — Nein, dieß will er nicht, „sie soll die Erklärung vor Polizeydienern thun, die ohnehin verpflichtet sind, sich mit unehrlichen Sachen zu beschäftigen." Ich kenne keine Polizeydiener, welche verpflichtet wären, sich mit unehrlichen Sachen abzugeben. Selbst die Häscher der Räthe würden es sich sehr verbitten, ihren Beruf so bestimmen zu lassen. Sie spüren allerdings

die Spitzbuben und Mörder aus, arretiren Verbrecher und insolvente Schuldner, sie setzen dem Pöbel, wenn er Unruhen verursacht, Gewalt entgegen 2c. aber dieß sind keine unehrlichen Dinge in Beziehung auf den Staat, und die Rathsdiener verletzen dabey ihr Gewissen nicht; allein, wenn sie die von Herrn Fichte geforderten Erklärungen der Huren annähmen, so würde eine gewisse Infamie auf sie zurück fallen. Indessen frage ich nur: „Wenn der Staat einmal so schändliche Erklärungen fordert, welche obrigkeitliche Person darf sich schämen, sie anzunehmen und zu protokolliren?" Allein der Staat kommt nach Herrn Fichte's Theorie sehr ins Gedränge. Da er den Concubinat zuläßt, so fragt es sich nun, was aus seiner Zulassung solcher schändlichen Verbindungen folge, und wie er sich bey etwanigen Rechtsstreitigkeiten zwischen beyden Parteyen verhalte.

3) „Die Verbindung ist keine Ehe, der Mann ist nicht rechtlicher Vormund des Weibes. Das Band kann ohne alle Umstände gelöst und der Vertrag gebrochen werden. Dieß kümmert den Staat nicht, er hat die Verbindung nicht garantirt. Der Mann kann also sein Wort brechen, wenn er will, und keine Bedingung des Vertrags halten, ohne daß die Concubine klagen dürfe; sie wird mit ihrer Klage vor den Gerichten abgewiesen." — Wenn ich die Folgen übersehe, die sich aus diesen Grundsätzen ergeben, so bin ich in Gefahr zu zweifeln, ob ich nicht vielleicht in Herrn Fichte's Werke mit getäuschten Augen gelesen habe. Der Staat läßt sich den Vertrag nach seiner Freyheit förmlich erklären, (erkennt ihn also stillschweigend an) wenn indessen der Vertrag gebrochen wird, gewährt er dem beleidigten Theile keinen Schutz. Der Staat spielt in der That hier eine sehr kindische Rolle. Er verhindert nicht, bestätigt aber auch nicht, er läßt sich einen

schändlichen Vertrag vorlegen, gesteht ihn zu, aber wenn er gebrochen wird, spielt er den müßigen Zuschauer. Konnte er ihn wegen seiner Schändlichkeit nicht bestätigen, so mußte er ihn eben deßwegen gar nicht zulassen. Und welche Folgen können und müssen nicht aus diesem tollen Benehmen des Staats entspringen! Der Mann darf die Concubine zur Bettlerin machen, sie kann nun nothgedrungen seyn, die niedrigste Hurerey zu treiben, sie kann aus Rache und Verzweiflung Mordthaten begehen, oder doch wenigstens aus Noth betriegen und stehlen. Die Kinder ihre Wollust können ganz hülflos seyn, oder verwahrlost in der Erziehung die größten Bösewichter werden.

Ich gehe zum andern Falle über, wo mit der Befriedigung des Geschlechtstriebes außer der Ehe das Zusammenleben nicht verknüpft ist.

Herr Fichte theilt diesen Fall in zwey be-
besondere Fälle.

1) Das Weib unterwirft sich dem Willen des Mannes, ohne daß er ihr irgend etwas bezahle; und ohne daß erklärt werde, diese Unterwerfung geschehe ohne Liebe. Hier ist anzunehmen, sie sey aus Liebe geschehen. Daß sie aus Wollust geschehen sey, ist ohne Beweis nicht vorauszusetzen, weil es gegen die Natur des Weibes ist.

Zwischen diesen Personen ist also eine Ehe vollzogen, auch ohne ausdrückliches Eheversprechen. Es fehlt nur noch an der Trauung. Der Mann kann mit Zwang zur Trauung angehalten werden. Er wird damit nicht zur Ehe gezwungen, sondern nur zur öffentlichen Erklärung der Ehe, die Ehe hat er schon wirlich geschlossen. Ist eine unüberwindliche Abneigung bey ihm oder etwa völlige Ungleichheit des Standes, so kann er nach der Trauung wieder geschieden werden. — Hierüber Folgendes: 1) hat Herrn Fichte sein Gedächtnis nicht wenig verlassen. Dieser Fall

paßt gar nicht zum Hauptfalle. Der Hauptfall ist: wenn Personen beyderley Geschlechts sich aus bloßer Wollust ohne Liebe einander hingeben, ohne doch zusammen zu leben. Unter diesen ordnet der Philosoph einen andern, wo der Staat annehmen muß, der Beyschlaf geschehe aus Liebe!! 2) Welche unstatthafte Folgerung! Weil das Weib für ihre Unterwerfung kein Geld bekommen, keines von beyden auch etwa erklärt hat, daß sie ihren Geschlechtstrieb ohne Liebe befriedigen, — so ist anzunehmen, daß es aus Liebe geschehe. — Welcher nur irgend kluge Mensch wird denn dem Staate bekannt machen, daß er ohne Liebe aus bloßer Geilheit den Beyschlaf mit einem Mädchen ausübe. Der Staat kann es auch, nach dem Verfasser, auf keine Weise verlangen. Denn wenn eine Person weiblichen Geschlechts ihre Persönlichkeit aufopfern will, so kann es ihr, nach ihm, nicht gewehrt werden. Daß das Weib kein Geld bekommen, ist eben so

wenig ein Beweis; denn wie viele pfle-
gen ohne Liebe der Wollust, ohne Lohn
zu bekommen! Drittens: wenn er sagt,
man dürfe nicht voraus setzen, daß es
aus Wollust geschehen sey, denn dieß
sey gegen die Natur des Weibes, so
stützt er sich auf eine seiner Behauptun-
gen, die ich bereits in einer der Ab-
handlungen der vorigen Bände beleuch-
tet habe. Gesetzt auch, ich gäbe ihm
diese zu, so wäre seine Folgerung den-
noch sehr unsicher; denn die wenigsten
Mädchen bleiben der Natur treu. Ue-
brigens wird jeder wahre Psycholog zu-
gestehen, daß im Weibe eben so gut ein
ursprünglicher Hang zur Wollust ist,
als überhaupt jeder Mensch eine Sinn-
lichkeit und einen sinnlichen Trieb besitzt.
Viertens: daß zwischen solchen Perso-
nen eine Ehe Statt finde, ist offenbar
lächerlich, denn wenn ich auch Herrn
Fichte's Theorie der Ehe für wahr
hielte, so findet doch in diesem Falle
keine erwiesene Liebe, sondern nur eine
Hypothese des Staates Statt, daß Liebe

vorhanden seyn könne. — Und wer mag sich eine Ehe ohne Eheversprechen denken! — Fünftens: über die Behauptung: der Mann könne in einem solchen Falle zur Trauung gezwungen werden, ist es kaum der Mühe werth ein Wort zu verlieren. Ehe setzt doch gewiß auch von Seiten des Mannes Liebe voraus; da er sich freywillig zur Trauung nicht entschließt, so ergiebt sich, daß er das Weib nicht liebt. Welche Raritäten der sogenannten neuesten (! !) Philosophie! Die Freyheit des Weibes schützt der Staat! Der Mann hingegen kann gezwungen werden, sich mit seiner Hure trauen zu lassen! ! Sechstens: doch der Verfasser sorgt auch wieder für seine Freyheit. Hat er eine unüberwindliche Abneigung, oder findet eine gänzliche Ungleichheit des Standes *) Statt, so kann er nach

*) Was Herr Fichte bey diese Gelegenheit über Ungleichheit des Standes sagt, scheint mir ganz schief: „Aus der wahren Ungleichheit des Standes, sagt er, folgt Un-

der Trauung wieder geschieden werden. Ewig Schade, daß diese Comödie nie

gleichheit der Erziehung, völlige Verschiedenheit des ganzen Ideenkreises, Nichtpassen in die Gesellschaften, in welchen der andre Theil allein leben kann; und dadurch wird eine Ehe, eine völlige Vereinigung der Herzen und Seelen in Eins, eine wahre Gleichheit beyder, schlechterdings unmöglich gemacht; das Verhältnis wird nothwendig nur ein Concubinat, das von der einen Seite nur die Befriedigung des Eigennutzes; von der andern nur die des Geschlechtstriebes zum Zwecke hat. Herr Fichte nimmt hier einen sehr willkührlichen Begriff von Ehe an; was er hier Ehe nennt, ist allerdings das Ideal einer vollkommenen Ehe; allein eine Ehe braucht gerade nicht diesem Ideale zu entsprechen, und ist dennoch Ehe. Die Hauptsache bey der Ehe, wenn sie glücklich seyn soll, ist gegenseitige edle und zärtliche Gesinnung, wahre, innige Liebe, gesunder Verstand und von Seiten des Weibes, Fähigkeit, die Haushaltung zu führen, und den Kindern die erste moralische Bildung zu geben. In jedem Stande kann es Subjekte geben, die diese Ei-

aufgeführt werden wird! Der Knoten ist eben so kunstvoll geschürzt, als er kunstvoll gelöst wird. Der Stoff enthält viel Wunderbares und Seltenes. Einen Mann, der bey einer unüberwindlichen Abneigung den Beyschlaf mit einem Mädchen ausübt, findet man

genschaften in sich vereinigen, im Bauernstande so gut als im Adelstande. Mögen also Personen, welche sich ehelichen wollen, übrigens noch so verschieden seyn, so können sie sich doch, wenn sie nur jene Eigenschaften besitzen, ehelich verbinden. Die Verschiedenheit des ganzen Ideenkreises hindert nicht, denn diese findet ja gewöhnlich unter allen Ständen zwischen Männern und Weibern Statt. Das Nichtpassen in die Gesellschaften ꝛc. eben so wenig. Der andre Theil kann auch außer dieser Gesellschaft glücklich seyn, wie denn viele treffliche Frauen sich am Kreise ihrer Kinder genügen, und in der Beschäftigung mit ihnen ihre volle Befriedigung finden. Der Mann kann aber seine Frau, wenn sie an Bildung des Verstandes und der Sitten zurück ist, noch bilden.

nicht auf allen Straßen. Und auch ein solcher Mann ist ein originelles Subjekt, welcher eine unüberwindliche Abneigung gegen die Ehelichung einer Person hat, und sie nicht vor der Trauung declarirt.

2) „Es kann der Geschwächten nachgewiesen werden, daß sie vorher oder hinterher es mit andern gehalten, oder daß sie sich um einen Preis gegeben habe. Im letztern Falle muß klar seyn, daß sie ausdrücklich auf ihre Persönlichkeit diesen Preis gesetzt und nur in der Erwartung desselben, oder nachdem sie ihn schon hatte, sich hingegeben. Dann ist sie eine Entehrte und hat keinen Schutz bey der Obrigkeit, denn diese kann nicht eine Ehre schützen, welche gar nicht vorhanden, sondern von der Besitzerin selbst aufgegeben worden ist." — Daß eine solche Person bey dem Staate keinen Schutz finde, wie sich von selbst versteht, um gewisse vorgebliche Rechte gegen den Mann durchzusetzen, läßt keinen

weitern Zweifel zu. Aber eine andre Frage ist es: ob der Staat nicht Gesetze geben müsse, durch welche jedem Weibe verboten wird, sich für Geld hinzugeben, gesetzt auch, sie machte die Lohnhurerey gerade nicht zu ihrem ausschließenden Gewerbe, und ob nicht jede Person hart gestraft werden müsse, von welcher man mit Gewißheit erfährt, daß sie es, wenn auch nur ein Mal gethan habe? Allein freylich hat sich Herr Fichte der Beantwortung aller solcher Fragen durch die einzige Behauptung überhoben: ein Weib dürfe sich zum Thiere herabwürdigen, und der Staat könne es nicht verhindern.

Eine Person, welche sich ein Mal für Geld hingiebt, thut es auch mehrere Male. Dieselbe grundaus verderbte Gesinnung, die sie die erste Niederträchtigkeit begehen läßt, reißt sie weiter fort. Eben deshalb scheint es mir, als ob der Unterschied, welchen Herr Fichte zwischen solchen Personen,

und prostituirten Weibspersonen macht, auf keiner streng zu ziehenden Grenzlinie beruhe. Er versteht unter solchen, Weibspersonen, welche die Lohnhurerey zu ihrem einzigen Gewerbe machen. Diese sollen nach ihm des Landes verwiesen werden. Hierüber folgendes:
1) Kann man keiner Weibsperson erweisen, daß Lohnhurerey ihr einziges Gewerbe sey. Wenn sie auch gerade kein Geschäft angeben kann, wovon sie lebe, so kann sie sagen, sie lebe von Wohlthaten, oder Straßenbetteley; auch, sie helfe einer andern Person in der Wirthschaft und dergleichen. Wenigstens kann ihr der Gegenbeweis nicht geführt werden. — Von öffentlichen Bordellen kann hier nicht die Rede seyn. Oeffentliche Bordelle sind von der Obrigkeit zugelassen, wie es in einem gewissen deutschen Staate und in mehreren Seestädten der Fall ist. In solchen kann also eine Person weiblichen Geschlechts nur in sofern gestraft werden, als sie etwa die medicinischen Po-

lizeygesetze für das Bordell wissentlich übertritt, oder wenn sie in selbigem bürgerliche Verbrechen begeht, auf welche überhaupt bestimmte Strafe gesetzt ist z. B. eine Mordthat begeht, stielt und dergleichen. Geheime Hurenhäuser können nie bewiesen werden, der Wirth kann sich durch hundert Ausflüchte vor der Polizey retten. 2) Wenn es erwiesen ist, daß eine Person ein Gewerbe mit Lohnhurerey treibt, so bin ich nach meinen Grundsätzen ganz der Meynung, daß sie gestraft werden müsse. Ich würde aber eher Zuchthausstrafe, als Landesverweisung bestimmen. Landesverweisung von Verbrechern dieser Art ist überhaupt eine Strafe, gegen welche sich viel einwenden läßt. Jeder Staat ist umringt von andern Staaten, welchen man es natürlich nicht zumuthen kann, das Laster in ihrem Schooße zu dulden. Ist es nicht ganz gegen das Völkerrecht, wenn ein Staat den Wegwurf der Menschheit, den er für sich gefährlich hält, in

einen benachbarten treibt? Und sollten nicht die benachbarten Staaten verworfne Personen dieser Art an der Grenze abweisen? (Ganz ein andrer Fall ist es mit Verbrechern, die nur einem gewissen Staate gefährlich sind, für die benachbarten unschädlich.) Dieß angewendet auf die professionirten Freudenmädchen *), scheint mir gewiß die Einsperrung in das Zuchthaus die passendste Strafe.

*) Gegen den Ausdruck Freudenmädchen haben sich, ich erinnere mich nicht, in welcher Zeitschrift, mehrere Gelehrte erklärt. Sie glaubten, er drücke eine leichtsinnige Beschönigung des Lasters aus, und der Gebrauch desselben sey der Moralität schädlich. Der Ausdruck: Freudenmädchen ist dem Französischen fille de joye nachgebildet. In diesem Worte liegt nichts weniger als eine leichtsinnige Beschönigung des Lasters, vielmehr ein sarkastischer Spott darüber. Wenn ich also sage: ein Freudenmädchen, so meyne ich ein Mädchen, welches gesunken genug ist, alle Freuden ihres Lebens in der niedrigsten Wollust zu suchen.

Herr Fichte fügt eine Bemerkung bey, bey welcher er ganz vergessen hat, daß der Staat verpflichtet ist, jede Anstalt zu treffen, ohne welche das Wohl des Landes beträchtlich eingeschränkt würde. „Die Aufsicht über die Gesundheit der Prostituirten, sagt er, ist gar kein Zweig der Polizey, und ich gestehe es, daß ich sie eines rechtlichen Staates für unwürdig halte. Wer lüderlich seyn will, der mag auch die Folgen seiner Lüderlichkeit tragen," und so nach auch, frage ich mit aller Bescheidenheit — das Gift der Krankheit in der Gesellschaft verbreiten, eine Menge, zum Theil hoffnungsvoller oder wohl schon verdienter jüngerer und älterer Bürger unglücklich machen? Uebersieht denn Herr Fichte die traurigen Folgen nicht, welche daraus entstehen, wenn die Gesundheit solcher Personen zerrüttet ist? Aber er hegt den schiefen Gedanken, als ob der Staat durch Polizeyfürsorge für

solche Personen in den Verdacht komme, als nehme er gewissermaßen an ihrer Lasterhaftigkeit Antheil und begünstige sie; als werde dadurch Nachfolge andrer in derselben schändlichen Lebensart bewirkt. Nichts weniger als dieß. In gewissen Städten, z. B. in Seestädten sind Bordelle nothwendig; nur ein Stubensitzer kann dieß in frommem Eifer läugnen. Diese Bordelle sind öffentlich. Wenn hier die Polizey Verfügungen trifft, damit keine ansteckenden Krankheiten entstehen, oder, wenn sie schon entstanden sind, gefährlich werden, so verhindert sie nur, daß nicht aus einem Uebel, welches sie einmal nicht gänzlich heben kann, noch viel grössere und für den Staat gefährlichere entstehen. Wenn in gewissen Städten Häuser sind, wo man ohne Publicität Lohnhurerey treibt, also Häuser, welche nur verdächtig sind, so thut die Polizey das nämliche, und zwar aus demselben Grunde. Uebrigens kann die Polizey, wenn sie solche Personen

schlechterdings nicht dulden will, auch dann bestrafen, wenn sie ihre Krankheit durch Aerzte hat heben lassen, so daß also durch diese medicinalische Fürsorge niemand zur Nachfolge gereizt wird.

Es kommt bey dieser ganzen Sache sehr viel darauf an, ob öffentliche Bordelle in Städten zu dulden sind oder nicht, und wenn sie geduldet werden müssen, wie sich die Obrigkeit dabey zu verhalten habe. Wenn ich mir die Unüberwindlichkeit des Geschlechtstriebes, und die Unmöglichkeit für gewisse Menschen, zu heyrathen, denke, so scheint es mir, daß es in gewissen grossen Landstädten und besonders in Seestädten dem gemeinen Besten vortheilhafter sey, wenn es öffentliche unter Aufsicht stehende Bordelle giebt, als wenn man ihre Errichtung hindert. In denjenigen großen Städten, wo man die Anstellung öffentlicher Bordelle hindert, schleicht das Laster um so gefährlicher im Geheimen, und statt daß in andern, wo sie geduldet werden, Perso-

sonen, die einmal verdorben sind, sich Preis geben, werden hier die Töchter der besten Familien und der rechtschaffensten Aeltern kunstmäßig verführt; wenn in jenen vergiftende und ansteckende Krankheiten selten sind, sind sie hier überaus häufig und eine beträchtliche Menge von Menschen wird dem Untergange nah gebracht oder geht wirklich zu Grunde. Oeffentliche Bordelle unter medicinischer Polizeyaufsicht, scheinen mir, um es kurz zu fassen, nothwendig zu seyn, um zu verhüten, daß nicht aus moralischen Gebrechen schwacher Menschen, noch viel größere physische Uebel für den Staat entstehen. Ich habe hier nicht Platz meine Grundsätze über diesen Gegenstand weiter zu entwickeln.

Herr Fichte wendet nur die bisherigen Grundsätze auf den Ehebruch an. Der Staat kann eben so wenig Gesetze gegen ihn geben, noch Strafen festsezzen, als gegen irgend eine außereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes.

Wessen Rechte sollten denn durch dieses Vergehen verletzt werden? Etwa die des Mannes, mit dessen Weibe, oder die des Weibes, mit dessen Manne die Ehe gebrochen wird? Ist denn die eheliche Treue Objekt eines Zwangsrechts? So wird sie in diesen Gesetzen allerdings angesehen. Aber sie gründet sich ja in der That auf die Verbindung der Herzen. Diese ist eine freye Verbindung, die sich nicht erzwingen läßt, und wenn sie aufhört, so ist das Erzwingen der äußern Treue, deren Erzwingung allein physisch möglich wäre, rechtlich unmöglich und widerrechtlich. „Es kommt hier alles darauf an, wie man sich den Inhalt des ehelichen Vertrages denke. Unfehlbar geht das beyderseitige Versprechen auf die ganze Lebenszeit, und enthält Angelobung der Treue im ausschließlichen Beyschlafe. Von diesem Versprechen wird Mann oder Weib nur dann entbunden, wenn von Seiten des einen Theiles Handlungen oder Schicksale eintreten, oder Eigenschaften offen=

bar werden; welche alle Ehe unmöglich machen. Dieß ist bey jedem Eheversprechen reservatio mentalis; dann trennt sich allerdings die Ehe von selbst, und der Staat muß die Trennung sanctioniren. Allein bevor der Akt der öffentlichen Scheidung nicht erfolgt ist, darf sich kein Theil den Beyschlaf mit einer andern Person erlauben." Der Staat muß also Gesetze geben, worin Strafen gegen den Ehebruch bestimmt werden, was auch immer für trifftige Ursachen der Trennung da seyn mögen, der Grund davon ist sehr natürlich. Der Staat muß über die Heilighaltung jedes Vertrages wachen, welcher gleichsam unter seinen Augen geschlossen und von ihm garantirt worden ist. Die Auflösung eines solchen Vertrages, muß ebenfalls unter seinen Augen geschehen; vorher darf keine Handlung unternommen werden, welche dem darin enthaltenen Versprechen entgegen wäre. Außerdem würde ja mit dem Staate nur ein Possenspiel getrieben.

Herr Fichte fragt: Ist denn die eheliche Treue Objekt eines Zwangsrechts? Er verneint es und sagt: sie gründe sich auf die Verbindung der Herzen. Eheliche Treue ist allerdings Objekt eines Zwangsrechts, es versteht sich, die äußere eheliche Treue; die innere eheliche Treue d. h. die Festigkeit in der Zuneigung und Achtung läßt sich als kein Objekt eines Zwangsrechts denken. Ein Weib kann nicht zu ihrem Manne sagen: Du mußt in deinen Gesinnungen gegen mich dir immer gleich bleiben; aber sie kann allerdings sagen: Du mußt, so lange unser Vertrag besteht, dich alles außerehelichen Beyschlafs enthalten; hast du rechtsbeständigen Grund, vom Vertrage abzugehen, so erkläre es der Obrigkeit zuvörderst, und trage auf die öffentliche Scheidung an; dann, wenn wir geschieden sind, thue was du willst.

Herr Fichte hat sehr Recht, wenn er sagt: Alles Rechtsurtheil des Staates in Ehescheidungs-

sachen sey nichts anders, als sein Rechtsurtheil über die Hülfe, die er selbst dabey zu leisten habe. Wenn rechtmäßige Ursachen da sind, welche die Ehe unmöglich machen, so scheiden sich die Geehelichten von selbst, und haben es nur dem Staate zu erklären, seine Legitimation der Trennung zu verlangen, und, wenn der Trennung Schwierigkeiten entgegen stehen sollten, um seine Hülfe anzusuchen.

Herr Fichte geht die einzelnen Fälle durch, wo geschieden werden muß. Gegen die scharfsinnige Auseinandersetzung derselben läßt sich schwerlich etwas einwenden. Nur in einer Behauptung kann ich auf keine Weise mit dem Herrn Verfasser zusammen stimmen. Er sagt S. 209. Die Klage über versagte eheliche Pflicht von Seiten des Weibes ist eine ihr Geschlecht entehrende Klage, eine Sünde gegen die Natur, und man kann es nicht wohl

anders, als Barbarey nennen, daß der Staat, — so gar die Kirche im Namen desselben — eine solche Klage annimmt. Ist denn der Beyschlaf nicht das Allerwesentlichste der Ehe? Ist der eheliche Beyschlaf etwas Schändliches, dessen sich Ehegatten zu schämen hätten? Mir fallen hier Charrons Worte ein: Nostri nosmet poenitet et pudet. L'action de planter et faire l'homme est honteuse et toutes ses parties, les approches, les apprêts, les outils et tout ce qui y sert, est tenu et appellé honteux et il n'y a rien de si honteux en la nature humaine.

Wenn der Mann die eheliche Pflicht verweigert, so trennt sich die Ehe von selbst; will aber der Mann ungeachtet seiner Verweigerung die Trennung nicht eingehen, so begreife ich gar nicht, warum das Weib nicht die Hülfe des Staats suchen solle, mit ausdrücklicher Angabe der Ursache.

II.

# Ueber die Anstalten zur Rettung der Scheintodten,

veranlaßt

durch einige Urtheile über die Errichtung eines Leichenhauses zu Weimar nach dem Plane des Hofraths Hufeland.

Vom

Herausgeber.

Noch lebend begraben zu werden, und in der Tiefe der Erde verschlossen wieder zu erwachen, geschieden von allen Menschen und ohne irgend eine Aussicht auf Rettung, schien mir in meinen früheften Jahren schon das schrecklichste Schicksal, welches ein Wesen treffen kann. Der Gedanke, daß auch ich einst vielleicht das Opfer der Verzweiflung in dieser grausenvollen Lage werden könnte, verursachte mir manche schlaflose Nacht, manchen Schauder erregenden Traum. Nie werde ich jene Stunde vergessen, wo ich mich im Traume lebend begraben dachte, und zitternd vor Todesangst und triefend von kaltem Schweiße des Entsetzens erwachte. Wie tief mußte ich das große Verdienst

empfinden, welches sich **Hufeland** um die Menschheit erwarb, als er im J. 1791 die Errichtung eines Leichenhauses, zur Verhütung des Begrabens der Lebenden, in Weimar veranstaltete, und seiner Nation dadurch ein Beyspiel gab, welchem alle Provinzen, Städte und Dörfer hätten folgen sollen. Aber auch hier zeigte sich die träge Schwerkraft der Deutschen, und jene unselige Scheu vor der Realisirung neuer, wenn auch noch so heilsamer Anstalten; der vortreffliche Mann hat wenige Nachfolger gefunden. Statt Leichenhäuser nach dem Muster des Weimarischen zu errichten, ist man mit Vorschlägen zur Rettung der Scheintodten hervor getreten, welche zum Theil ganz kindisch, zum Theil unausführbar und wirkungslos sind.

Jener Ungenannte mochte sich wohl wunderwitzig vorkommen, welcher vor mehrern Jahren, ich weiß nicht in welchem Journale, einen Preis für den ersten Todten bestimmte, welcher in einem Leichenhause wieder erwachen würde. Als ich seine fad-

spöttische Erklärung las, konnte ich nicht umhin, bey mir selbst zu fragen: Wie denn nun, wenn allenthalben solche Anstalten wären, und doch in hundert Jahren in keiner derselben ein scheinbar Todter wieder erwachte, hätte dann wohl ein ähnlicher Mensch das Recht, über den Plan des verdienstvollen Hufeland zu spotten, und ihn für ein Hirngespinnst zu erklären? — Elender Spötter, antwortete ich, deine Kurzsichtigkeit erregt Mitleiden, deine kalte Gefühllosigkeit Verachtung. Nimm auch an, daß wohl gar in tausend Jahren der Fall nicht einträte, bliebe das Unternehmen des Mannes nicht immer eine Wohlthat für die Menschheit? Giebt es eine gräßlichere Vorstellung, als die im Grabe zu erwachen, muß diese Vorstellung nicht jeden quälen, welcher mit belebter Phanthasie seinen Tod denkt, hat nicht höchst wahrscheinlich die Furcht vor jenem schauderhaften Erwachen in vielen Menschen eine Schwermuth erregt, welche ihr Leben abkürzte, nicht vielleicht manchen Selbstmord veranlaßt, dessen

Ursachen Niemand ergründen konnte? Der Tod an und für sich muß für den weisen Menschen nicht fürchterlich seyn, er möge nun eine Fortdauer hoffen, oder einer gänzlichen Vernichtung entgegen sehen. Giebt es eine Fortdauer, so ist ihm der Tod nur ein Uebergang in einen andern Wirkungskreis für moralische Geister, ein Uebergang in ein höheres Leben und eine bessere Welt; ist unser Loos Vernichtung mit dem Tode, so ist der Tod wünschenswerth, weil er ein Leben endigt, in dessen Genusse wir uns selbst verachten müssen, da ohne Unsterblichkeit unser Leben nur das Leben eines klugen Thieres mit deutlichem Bewußtseyn ist. Aber der Gedanke des Wiedererwachens im Grabe führt unüberwindliche Schrecken mit sich; der standhafteste Sterbende muß dadurch erschüttert werden. Wie viel Beruhigung muß uns also im Leben und Sterben die Errichtung der Leichenhäuser gewähren, und mit welchem Namen soll man den Muthwillen eines Menschen benennen, welcher darüber spotten kann!

Man wende nicht ein, daß die Fälle des Lebendigbegrabens selten seyn. Da man das einzige sichere Merkzeichen des wahren Todes, den Uebergang in Fäulnis gewöhnlich nicht abwartet, so können diese Fälle besonders bey gewissen Krankheiten sehr zahlreich seyn. Wie oft habe ich Menschen ohne alle Besorgniß sagen hören; eine Leiche habe im Sarge noch ganz blühend ausgesehen, wie oft habe ich es in Beziehung auf Frauen gehört, welche nach einer schweren Geburt gestorben waren, wo bey der außerordentlichen Ermattung der Scheintod so möglich ist! Gesetzt aber auch die Fälle wären selten, so würde dieses dennoch kein Grund gegen das Wohlthätige der Leichenhäuser seyn. Oder ist es etwa nicht Pflicht, auch wenige Menschen vor der entsetzlichsten von allen Qualen zu sichern?

Eben so wenig entgegne man, es werden nur sehr wenige Menschen von der Vorstellung der Möglichkeit des lebendig Begrabenwerdens gequält. Gewiß sehr viele, besonders in den Jahren, wo das

Alter einen nahen Tod fürchten läßt. Aber die meisten von ihnen äußern ihre Furcht nicht, weil sie in den Verdacht der Feigheit zu kommen glauben, ja sie verlängnen sich wohl selbst den schrecklichen Gedanken und unterdrücken ihn absichtlich.

Neuestens hat sich ein ungenannter Arzt im Reichsanzeiger über die Anstalten zur Rettung von Scheintodten auf eine Weise erklärt, welche um so mehr eine genauere Beleuchtung verdient, da die Gesichtspunkte, welche er faßt, in den Augen kurzsichtiger Menschen einen Schein von Wahrheit haben dürften. Ich will die Hauptmomente seines Aufsatzes ausheben:

„Es giebt keine menschliche Handlung, „von der man nicht beyde Extreme „samt deren nachtheiligen Folgen in der „Erfahrung vorfindet, und kein Ex„trem einer Handlung, dessen Anhän„ger sich nicht mit den nachtheiligen „Folgen des entgegengesetzten Extrems „entschuldigt. Das Extrem des

„frühen Begrabens ist in unsern
„Zeiten sehr zur Sprache gekommen.
„Die Möglichkeit, lebendig
„begraben zu werden, wiegt
„die Thatsache nicht auf, daß
„oft durch das zu sehr verspä-
„tete Begraben eines Todten
„mehrere gesunde Menschen
„Gesundheit und Leben verlie-
„ren mußten. In der Verspäti-
„gung des Begräbnisses liegt kein pas-
„sendes Mittel, jener Möglichkeit vor-
„zubauen. Mit dem Begräbnis-
„se läßt uns ohnehin (so viel
„darf ich dem menschlichen
„Herzen zutrauen), die
„fürchterliche Vorstellung des
„Scheintodes nicht eilen, aber
„wir wenden die Mittel nicht an, den
„vielleicht nur scheinbar Todten wieder
„zu beleben, wir lassen ihn nur lange in
„einem hülflosen Zustande. Der Ue-
„bergang vom Scheintode
„zum wahren Tode muß sehr
„leicht seyn, da der Ueber-

„gang von Gesundheit
„in Krankheit, oder unmit-
„telbar in Tod so leicht ist.
„Nicht in der Abstellung des zu frühen
„Begrabens, sondern einzig in der Be-
„stimmung der Fälle, worin ein Schein-
„tod möglich ist, haben wir die Mittel
„zu suchen, um nicht lebendig begra-
„ben zu werden. Der bey weitem
„größre Theil der Krankheiten
„vertilgt das Lebensvermö-
„gen unwiderbringlich, nach
„ihnen ist kein Scheintod mög-
„lich. Warum sollen wir hier
„die Fäulniß erwarten? Man
„übersieht über den Eifer über die
„zu frühe Beerdigung, die bey wei-
„tem größern Nachtheile des zu späten
„Begrabens. Ich fürchte, daß
„man endlich in der Fürsorge
„für die Todten so weit gehen
„werde, um über die Leben-
„den ganz wegzusehn. Ich habe
„noch nicht ausfindig machen können,
„ob der Unfug des zu späten Begrabens

„der Todten auf dem Lande jemals zur
„Untersuchung gekommen ist. Es ist
„nöthig, daß man vorher wisse, ob die
„Todten wirklich ohne Lebensvermögen
„sind, aber es ist durchaus un-
„statthaft, unsern Nasen die
„Entscheidung desselben nach
„Verlauf mehrerer Tage, zu
„überlassen. Sollen wir die
„Verderbniß unserer Säfte
„abwarten, ehe wir unsre Tod-
„ten begraben? Sollen wir
„ruhig zúsehn, was aus un-
„srer Gesundheit wird, blos
„darum, weil unser Nachbar
„es für gut hält, den letzten
„Rest der Möglichkeit des
„Wiederauflebens auf solche
„Weise verschwinden zu sehn."
„Wir müssen die Leichen begraben, so
„bald wir von ihrem wirkli-
„chen Tode überzeugt sind.
„Diese Ueberzeugung dürfen wir nicht
„in der Verspätung des Be-
„grabens bis zur Fäulniß su-

„chen, sondern in der Bestim-
„mung der Fälle, unter de-
„nen ein Scheintod möglich ist.
„Diese Bestimmung kann nur der Arzt
„geben. Es giebt eine Menge Krankhei-
„ten, die gar keinen Scheintod zur Folge
„haben können, und ich möchte fast
„behaupten, daß langwierige Krank-
„heiten sammt und sonders eine Unmög-
„lichkeit der Wiederbelebung verursa-
„chen, wenigstens findet man in allen
„den Fällen vom Scheintode keinen ein-
„zigen, der nicht nach einer hitzigen
„Krankheit, oder durch plötzliche Ver-
„unglückung, oder durch eine große
„Schwäche erfolgt sey. Diese Fälle
„einzeln zu bestimmen, und für jeden
„die bestimmten Prüfungsmittel anzu-
„geben und anzuwenden, wäre Ge-
„schäft des Arztes oder Wundarztes,
„und keine Leiche dürfte ohne
„einen Todtenschein des Be-
„sichtigers auf dem Begräb-
„nißplatze angenommen wer-
„den. Es scheint bey der ganzen Fra-

„ge darauf angelegt zu seyn, die Aerz-
„te aus dem Spiele zu bringen, denn
„so bald ich voraus setzen darf,
„ob man irgend einen Arzt
„zur Behandlung des Kran-
„ken gebraucht habe, so
„glaube ich, darf es nicht un-
„entschieden seyn, ob der
„Mensch todt oder nur schein-
„todt ist, man müßte sonst
„daran zweifeln wollen, daß
„ein Arzt ein Arzt sey."

Herr Dr. J. H. C. B..r verzeihe mir, wenn ich über seine zum Theil so seltsamen Sätze folgende Bemerkung machen.

1) Vor allen Dingen erkläre ich, daß nur ein zu frühes Begraben ein solches ist, welches vor Erscheinung der ganz untrüglichen Merkzeichen des wahren Todes geschieht, daß ich aber zugleich glaube, es gebe kein solches, als die eintretende Fäulniß. Was für eine geheimnißvolle Kraft ist überhaupt die Lebenskraft! Wie zahlloser Grade ist sie fähig, und in

wie mannigfaltigen Zuständen kann sie erscheinen, von ihrer höchsten sichtbaren Wirksamkeit an, bis zu einer scheinbaren gänzlichen Ruhe und Vernichtung! Nur dann können wir wissen, daß sie im Menschen verloschen ist, wenn alle Theile desselben sich der Auflösung nähern, und diejenigen Merkzeichen eintreten, durch welche man dieß unläugbar erkennt. So lange diese noch nicht da sind, ist der Körper noch nicht für einen Leichnam zu halten. Es ist, ungeachtet aller übrigen Zeichen der Leblosigkeit, immer noch möglich, daß er nur dem Scheine nach todt sey. Mit gewissen Thieren ist es derselbe Fall. Erstarrt und bewegungslos liegen sie da mit allen scheinbaren Anzeigen des Todes, nach ziemlich geraumer Zeit regen sie sich, und erwachen zum vollen Leben. Mehrere Beyspiele bestätigen es, daß alle Merkzeichen des Todes außer der Fäulniß trüglich sind; eines der schauderhaftesten ist jenes, welches im Bayerischen Landbothen, im 15ten Stücke des 1791 Jahres erzählt wird. Ein in diesem Jahre

noch lebender sehr fähiger Arzneygelehrte verfiel in seiner Jugend zu Ingolstadt, wo er studierte, in eine gefährliche Krankheit und es erfolgte bey ihm jener Uebergang in starre Sinnlosigkeit, welche man für Tod zu halten pflegt. Man behandelte ihn ganz wie einen Todten, entkleidete ihn, wusch ihn, legte ihn auf das Bret u. s. w. Dieß muß sich freylich jeder Scheintodte gefallen lassen, aber das Schrecklichste bey diesem allen war, daß er alles selbst mit ansah. Er sah, hörte, fühlte; nur war er unfähig, irgend eine Bewegung hervor zu bringen. Sein Körper war starr und todtenähnlich, sein Geist lebte. Er hörte die Klagen seiner Freunde und Verwandten, war sich seines Zustandes bewußt, sah die Anstalten zu seiner Beerdigung, und wie der Tischler das Maas zum Sarge an ihm nahm. — In der Nacht vor seinem Begräbnißtage, als er einsam auf dem Todtenbette mit der äußersten Spannung sein Bewußtseyn auf seinen Zustand heftete, und seine Seele gleichsam auf jeden Punkt der Maschine

mit ganzer Stärke wirkte, kam ihm die Bewegungskraft wieder. Aber seine Hände waren ihm mit Wachs und einem Rosenkranze so fest verknäult, daß er sie nicht brauchen konnte. Er sträubte und bäumte sich, so viel es seine geringen wiederkehrenden Kräfte zuließen, und durch diese Bewegungen warf er mit dem über ihn gedeckten Tuche, die neben ihm stehende Lampe um. Dieß Getöse machte diejenigen, welche in dem unter ihm befindlichen Zimmer wachten, aufmerksam. Sie kamen, erschracken, flohen, kehrten wieder zurück, und nahmen ihn endlich auf sein wehmüthiges und wiederholtes Betheuern unter die Lebenden auf.

2) Der Herr Dr. sagt: „die Möglichkeit lebendig begraben zu werden, wiege die Thatsache nicht auf, daß oft durch das zu sehr verspätete Begräben eines Todten mehrere gesunde Menschen Gesundheit und Leben verlieren müßten." Es ist offenbar, die Fälle sind ganz ungleich. Erstlich kann man sich vor den Folgen des Geruchs der eintretenden Fäulniß eines

Leichnams sichern; außerdem müßten alle Anatomen Opfer des Todes werden; und dann sind diese Folgen auch nicht so gefährlich als der Herr Dr. meynt. Und wenn sie es denn nun wären, so können sie durch medicinische Mittel gehoben werden. Der lebendig Begrabene ist im Gegentheile ohne alle Rettung. Und welcher sonderbarer Schluß! Ein Mensch soll auf die gräßlichste Weise umkommen, damit nicht einige krank werden, und vielleicht ihrer Krankheit unterliegen.

3) Der Herr Dr. sagt: „Mit dem Begräbniße läßt uns ohnehin (so viel darf ich dem menschlichen Herzen zutrauen,) die fürchterliche Vorstellung des Scheintodtes nicht eilen.“ Er hat ein großes Zutrauen zu dem menschlichen Herzen. In jenen Zeiten, wo die Fürsten die heilsamen Mandate gegen das zu frühe Begraben noch nicht gegeben hatten, eilte man nicht selten absichtlich, verführt durch Eigennutz, Rache, Nasendelikatesse, Freygeisterey, Aberglauben ꝛc. mit dem Begräbniße, und in Ländern, wo solche

Mandate nicht Statt finden, geschieht es noch. Wie manches Weib, die ihres Mannes überdrüßig war, ließ seinen Leichnam so schnell als möglich beerdigen! Wie mancher habsüchtige Sohn seinen Vater!

4) Der Herr Dr. sagt: „Der Uebergang vom Scheintode zum wahren Tode muß sehr leicht seyn, da der Uebergang von Gesundheit in Krankheit oder unmittelbar in Tod so leicht ist.“ In der That eine Folgerung von ganz mystischem Zusammenhange. Ein Oedipus möge sie lösen, ein Davus, wie ich, vermag es nicht: „weil der Uebergang von Gesundheit in Krankheit oder unmittelbar in Tod so leicht ist, so muß der Uebergang vom Scheintode zum wirklichen Tode sehr leicht seyn.“ Fände ich auch beyde verknüpfte Sätze wahr, so könnte ich mich doch nimmermehr in die Logik des Herrn Dr. und seine Combinationsregeln finden. Allein es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um das Nichtige jener Sätze einzusehen. Ich finde kaum einen Sinn in der Be-

hauptung: der Uebergang von Gesundheit oder unmittelbar in Tod sey leicht. Leicht muß hier unstreitig ein Befreytseyn von allen oder doch von heftigen Schmerzen bedeuten. Wenn ich indessen auch wohl weiß, daß für denjenigen, den ein tödtlicher Schlagfluß trifft, der Uebergang von Gesundheit zum Tode nicht eben schmerzhaft ist, so weiß ich doch auch mit derselben Sicherheit, daß der Uebergang der Gesundheit in Schwindsucht, oder Gicht, oder Hypochondrie mit großen Leiden verbunden ist. Sagt vollends der Herr Dr. der Uebergang vom Scheintode zum wirklichen Tode sey leicht, so weiß man nicht, ob er die Menschheit durch eine sehr übel berechnete Täuschung trösten, oder über sie spotten wolle. Zwischen dem Scheintode und wirklichem Tode liegt ein Zustand des Lebens und Bewußtseyns, welcher kürzer oder länger seyn kann. Und was für ein gräßlicher Zustand! Dauert er auch nur einige Minuten, so wiegt er die größten Leiden eines ganzen Lebens auf. Oder glaubt der Herr Dr. ein im Grabe Er-

wachter befinde sich recht gemächlich, wenn er vor Verzweiflung an seinen Gliedern nagt und seine Leichenkleider mit den Zähnen zerreißt?

5) Ob es irgend eine Krankheit geben könne, bey welcher der Scheintod gar nicht möglich wäre, läßt sich, wie mich dünkt, schlechterdings nicht mit Gewißheit bestimmen, eben weil die Lebenskraft ihr Daseyn, bis zum völligen Anschein des Todes verbergen kann. Der Herr D. hat durchaus in seiner Abhandlung den Fehler begangen, als erwiesen vorauszusetzen, was eben erwiesen werden soll, dadurch überhebt er sich der Lösung der Hauptprobleme, und schwatzt auf gut Glück nach vorgefaßten Meynungen. So sagt er: bey weitem der größere Theil der Krankheiten vertilge die Lebenskraft unwiederbringlich. Es kann der Fall seyn, aber er ist es nicht nothwendig. Nur wenige ziehen, wenn sie ihren höchsten Grad erreicht haben, den Tod unausbleiblich nach sich, wie alle diejenigen, welche die zum Leben wesentlich gehörigen Glieder gänzlich zer-

stören, z. B. der Krebs. Hier wäre es ganz thöricht, den Eintritt der Fäulniß abzuwarten. Bey allen andern Krankheiten aber muß es geschehen, weil der Scheintod möglich ist.

6) Wenn der Herr D. sagt: Man übersehe aus zu großem Eifer über das zu frühe Begraben, die bey weitem größern Nachtheile des zu späten Begrabens, so hat er die Wahrheit und das allgemeine Menschengefühl gegen sich. Ich habe mich über diesen Punkt bereits unter No. 1. erklärt.

Die Nachtheile des zu späten Begrabens sind nicht so groß, als der Herr Verfasser meynt, und wenn sie es auch wären, so ergäbe sich daraus doch nimmermehr ein Grund für das frühe Begraben vor Eintritt der Fäulniß, als des einzigen vollgültigen Merkzeichens des wahren Todes. Es widerspricht den Rechten der Menschheit. Niemand kann in irgend einer Hinsicht befugt seyn, mich in die Erde zu verscharren, ehe er meines Todes völlig gewiß ist. Der Ausdruck, er fürchte, daß

man über der Sorge für die Todten, über die Lebenden ganz hinweg sehe, muß bey jedem Wohlgesinnten Widerwillen erregen.

7) Der Herr Verfasser sagt: Es sey allerdings nothwendig, daß man vorher wisse, ob die Todten wirklich ohne Lebensvermögen seyen, aber es sey unstatthaft, das Urtheil darüber unsern Nasen zu überlassen. Abermals eine petitio principii; er setzt unerwiesen voraus, daß es außer dem Eintritte der Fäulniß ein sicher Merkzeichen des Todes gebe. Wenn er diese vorzeigen kann, so ist seine Behauptung vollkommen richtig, nur daß er wegen seines spaßhaften Tons in einer so wichtigen Sache Rüge verdient. Kann er aber solche nicht aufstellen, so vindiciren sich die Nasen das Recht der Entscheidung.

8) Wenn der Herr D. sagt: Nicht die Verspätung des Begrabens bis zur Fäulniß gewähre die Ueberzeugung vom wirklichen Tode eines Menschen, sondern sie beruhe auf der Bestimmung der Fälle unter denen ein Scheintod möglich ist, so

läßt er eine sonderbare Verwirrung in den Gedanken zu. Er bedenkt nicht, daß beydes vereinigt werden kann und muß. Wenn nicht bey allen Krankheiten Scheintod möglich ist, sondern nur bey einigen, so muß allerdings bestimmt werden: bey welchen. In Hinsicht dieser, kommt man allezeit auf das pflichtmäßige Vorsichtsmittel der Verspätung des Begräbnisses bis zum Eintritte der Fäulniß zurück, wiefern dieser das einzige sichre Zeichen des wahren Todes ist. Oder der Herr D. zeige andre Merkmale an, von denen Herr Hofrath Hufeland nichts weiß. Ich zweifle nur, daß es ihm gelingen werde.

9) Wenn der Herr D. sagt: Er möchte fast behaupten, daß alle langwierige Krankheiten eine Unmöglichkeit der Wiederauflebung verursachen, so drückt er, ehrlich genug, die Ungewißheit seiner Ueberzeugung aus. Er widerspricht sich auch, indem er in der Folge sagt: alle uns bekannte Scheintodte rühren her von hitzigen Krankheiten, plötzlicher Verun-

glückung und **großer Schwäche**. Langwährende Krankheiten führen unausbleiblich große Schwäche mit sich, dieß lehren die Beyspiele der Gichterischen, der Steinkranken, der Schwindsüchtigen ꝛc.

10) Der Herr D. sagt: Die Bestimmung der Fälle der Möglichkeit des Wiederauflebens und die Angabe der Prüfungsmittel, welche hier Statt finden, ist Sache des Arztes oder Wundarztes. Kein Todter soll ohne einen Todtenschein von dem einen oder dem andern begraben werden. Hier umgeht er die Hauptsache ganz; denn wenn nach ihm bey gewissen Krankheiten Scheintod möglich ist, so fragt es sich, welches das sicherste Mittel der Prüfung sey. Wenn Aerzte und Wundärzte, davon nicht gehörig unterrichtet sind, so haben die Todtesscheine der Besichtiger keine Zuverlässigkeit.

11) Der Herr D. hat in der That großes Zutrauen zu dem Ganzen seiner Zunft, wenn er am Schlusse sagt: „**Wenn man nur irgend einen Arzt zur Behandlung des Kran-**

ken gebraucht habe, so dürfe es gar nicht unentschieden seyn, ob der Mensch todt oder scheintodt sey, man müßte sonst daran zweifeln, ob ein Arzt ein ARZT sey." Heiliger Hippokrates! bitte für uns! Wie ignorant sind die meisten Aerzte! Wie ruhen sie so behaglich auf den Lorberen, die sie im akademischen Examen, und der öffentlichen Doktordisputation einärndeten! Wie begnügen sie sich so ganz mit dem Schlendrian ihrer Praxis, und sehen von dieser eingebildeten Höhe auf die wichtigsten neuen Entdeckungen im Gebiete der Medicin und überhaupt auf alle Theorie herab! Die Untersuchung der sichern Merkzeichen des Todes ist ein Gegenstand, für den die meisten gar kein Interesse haben. Viele sind auch moralisch so gesunken, daß es ihnen gleichgültig ist, ob ein Mensch lebend begraben werde, oder nicht. So wie sie gewissenlos auf Tod und Leben kuriren, so kümmert es sie auch nicht, ob ein Todter unterder Erde im Sarge erwache. Sie liquidiren, beglei-

ten die Leiche, und gehen davon, wie bekanntlich Katzen von Taubenschlägen.

12) Die vom Herrn Verfasser als das einzige sichre Mittel der Prüfung des Scheintodtes vorgeschlagene Sektion führt allerdings unfehlbar zum Zwecke. Denn kein Secirter wird im Grabe erwachen. So viel ist gewiß. Aber ich treffe auf zwey Fälle: 1) man secirt vor Eintritt der Fäulniß; hier läuft man Gefahr einen Menschen zu ermorden; oder 2) man secirt erst mit Eintritt derselben; dann ist der Tod schon gewiß. Aber es treten auch alle die Folgen für die Gesundheit der übrigen Menschen ein, welche der Herr D. so verderblich findet.

Alles wohl überlegt, behalten also die Anstalten zur Verhütung des lebendig Begrabens durch verspätigte Beerdigung bis zur Fäulniß, ihren unleugbaren und ausschließlichen Werth.

## III.

# Ueber Aergern und Aegerlichkeit und die Mittel, sich davor zu sichern.

Vom Herausgeber.

[illegible]

[illegible]

und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ueber

# Aergern und Aergerlichkeit,

besonders

in Beziehung auf die Verhältnisse des häuslichen Lebens.

## In Briefen.

### I.

Theuerster Freund, wenn Sie mir gestehen, daß Sie einen festgesetzten Hang zum Aergernisse besitzen, und sich selbst bey dieser Stimmung nicht gefallen, so sagen Sie mir damit nichts Unerwartetes. Während meines letzten Aufenthaltes in Ihrem lieben Hause, habe ich Sie von dieser Seite hinlänglich kennen gelernt, und —

verzeihen Sie es — bedauert. Im ruhigen Besitze aller Mittel eines glücklichen Lebens stören Sie selbst den Frieden Ihrer Seele durch Grillen, welche zu nichts führen, und sind zugleich darüber unzufrieden mit sich, daß Ihnen dieß zur andern Natur geworden ist. Ihre Gattin, Ihre Kinder, Ihre Dienstboten, leiden unter dieser traurigen Stimmung, und Sie selbst sind nahe daran, des Lebens überdrüßig zu werden. Sie fordern mich auf, Ihnen meine Gedanken über Aergern und Aegerlichkeit mitzutheilen, und obwohl ich alle Schierigkeiten kenne, welche mit der Erforschung dieses zerstörenden Affekts verknüpft sind, so halte ich es dennoch für Pflicht, Ihnen diejenigen Ideen mitzutheilen, welche ich mir, durch eigne Lagen und Verhältnisse veranlaßt, darüber entwickelt habe. Ich habe in eben dem Grade an dieser Krankheit gelitten, als Sie, und habe mich davon vollkommen geheilt. Glücklich würde ich mich fühlen, wenn dieselben Mittel, die ich anwendete, auch Ihnen die Ruhe Ihres

Lebens wiedergäben, und in die Sphäre Ihrer Häuslichkeit jene friedliche Stille zurückführten, ohne welche ein Mann, als Gatte und Vater nicht glücklich seyn kann.

Von einem denkenden Manne, wie Sie, darf ich nicht fürchten, daß er mich der Pedanterey beschuldige, wenn ich zuvörderst eine bestimmte Erklärung vom Aergernisse festsetze. Sie begreifen nur zu gut, daß sich ohne eine solche Erklärung über die Ursachen desselben, über seine Folgen, und die Mittel sie zu heben, nichts als schwankende Bemerkungen aufstellen lassen.

Aergerniß ist allezeit ein peinigendes Gefühl der Unzufriedenheit über ein Ereigniß, welches unsern Planen und Wünschen widerspricht, und welches wir doch schlechterdings nicht hintertreiben oder ungeschehen machen können. Das Peinliche dieses Gefühls beruht nicht sowohl auf der Beschaffenheit und den Graden der Größe des Uebels, als vielmehr auf der Ue-

berzeugung oder Einbildung von unsrer Ohnmacht uns zu helfen. Daher, daß wir uns oft über unangenehme Kleinigkeiten auf das Heftigste ärgern*), während wir weit wichtigere Uebel mit Standhaftigkeit ertragen. „Ein so unbedeutendes Ereigniß! denken wir; und doch sind wir mit aller unsrer Kraft unfähig es zu heben!" — Wenn wir uns ärgern, so stellen wir uns das Uebel, welches der Gegenstand dieses Affekts ist, und unsre Ohnmacht es ungeschehen zu machen auf das Lebhafteste und mit einer Menge von Ideenverbindungen vor. Geflissentlich unterhalten wir Reihen von Phantasiebildern, welche mit jenen Vorstellungen zusammenhängen, und vermehren dadurch

*) Unstreitig kommt das Wort ärgern von arg her, und heißt ursprünglich: etwas ärger machen. Wer sich ärgert macht allezeit seinen Zustand immer ärger und ärger, so wie dasjenige Objekt, welches uns ärgert, die veranlassende Ursache ist, daß wir dieses thun.

die Qualen unsers Gemüthes. — Der Zustand, in welchem wir uns, wenn wir uns ärgern, befinden, hat auch vorzüglich das Eigenthümliche, daß der sich Aergernde seine Vorstellungen und Gefühle in sich verschließt und im Geheim gleichsam über ihnen brütet *). So wie er sie mit Kraft ausbrechen läßt, hört er auf sich zu ärgern.

Die Aergerniß hat unstreitig ihre eigne Sphäre von Gegenständen, welche sie erregen; denn nicht über alles kann man sich ärgern. Wenn der Hagel auf Ihren Landgütern Schaden anrichtet, so können Sie nicht sagen, daß Sie sich darüber

*) Sehr passend sind daher die deutschen Redensarten: ich möchte vor Aergerniß bersten, oder zerplatzen; (eben wegen der Masse von unangenehmen Gefühlen und damit verknüpften Vorstellungen, welche der sich Aergernde in sich verschließt) desgleichen: ich möchte vor Aergerniß aus der Haut fahren, vor Aergerniß schwarz werden u. a.

ärgern; eben so wenig, wenn sie das große Loos in der Lotterie nicht gewinnen. Man ärgert sich allezeit vorzüglich über seine Ohnmacht, ein Uebel ungeschehen zu machen. Es wäre aber Tollheit, sich darüber zu ärgern, daß man den Hagel nicht verhindern, und den Gewinn des großen Looses nicht erzwingen kann. Jener ist eine Wirkung der Naturkräfte, dieser ein Glückszufall. Wenn indessen der Blitz in Ihrem Schlosse zündet, so können Sie sich wohl darüber ärgern, wiefern Sie nämlich einen Wetterableiter hätten anbringen können, um das Einschlagen zu verhüten. Auf gleiche Weise ärgern Sie sich, wenn Sie durch ihre eigne Nachlässigkeit, oder durch ein Versehen Ihres Mitspielers, eine Partie im l'Homber verloren haben. Mit einem Worte: Wir ärgern uns über Ereignisse, welche wir selbst, oder andere hätten verhindern können, also über solche, welche vom freyen Willen abhängen. Je freyer der Entschluß war, und je weniger

Nöthigung zu ihm Statt fand, um so größer unsre Aergerniß.

Jede Aergerniß bezieht sich auf den wirklichen oder eingebildeten Verlust eines wirklichen oder eingebildeten Gutes. Je höher ein Mensch das Gut schätzt, um so größer seine Aergerniß über den Verlust desselben. Gewisse Güter muß jeder Mensch, der nicht ganz entartet ist, und alles feinern Gefühls ermangelt, hochschätzen, weil er Mensch ist, und es ihm zukommt, seine Würde zu behaupten, als: die Befriedigung seines Gewissens, Geschätztheit seines Charakters und seiner Fähigkeiten unter den übrigen Menschen, wahre Ehre ꝛc. Allein jeder Mensch nimmt auch wegen seiner individuellen Lage und seines Standes in der Gesellschaft, wegen seiner besondern Neigungen und Kräfte, wegen seiner Thorheiten und Schwächen u. s. w. an gewissen Gütern ein vorzügliches Interesse. So erwartet der Edelmann wegen seinen Ahnen, der reiche Kaufmann

wegen seines Geldes, der Künstler wegen seiner Talente die Huldigung Anderer. Nicht jeder, welcher an diesen Gütern einer individuellen Affektion hängt, schätzt darum auch jene allgemeinen Güter vernünftiger freyer Wesen. Dem Domherrn von***, welcher sein Geschlecht von Niemand herleitet, ist es sehr gleichgültig, daß man allgemein weiß, er sey der entschiedend'ste gefährlichste Wollüstling, der Schrecken aller schwachen Ehemänner in seinem Zirkel. Ungeachtet er diesen schmählichen Ruf nicht heben kann, ärgert er sich dennoch nicht darüber. Daß aber der Hofrath von Weidmann, als ein Cavallier von neuem Adel, ihn in allen Gesellschaften mit auffallender Gleichgültigkeit behandelt, ohne daß er ihm doch deßhalb einen Vorwurf machen kann, dieß krampft ihn im Innern, daß er vor Aerger umkommen möchte.

Gewisse Schicksale des Lebens veranlassen, daß manche Menschen sich über besondre Ereignisse in der Gesellschaft auf

das Heftigste ärgern können. Ein Mann z. B. welcher wegen Schulden arretirt worden ist, wird die peinigendend'sten Gefühle haben, wenn man in seiner Gegenwart Anekdoten erzählt, die sich darauf beziehen. Ein Gebrechlicher wird sich im höchsten Grade ärgern, wenn man in seinem Beyseyn über körperliche Fehler spottet. Der eine, wie der andre kann keine Mittel anwenden, um es zu hindern; jener Affekt muß also unausbleiblich folgen.

Uebel der Art, wie ich sie geschildert habe, erregen auch um so mehr Aergerniß, wenn sie unerwartet erscheinen, besonders, wenn die Ueberraschung durch dieselben, Folge unsrer Gedankenlosigkeit oder der falschen Masregeln ist, welche wir nahmen, und wir eben deßhalb diejenige Fassung und Geistesgegenwart ermangeln, deren wir bedürfen, um dem Uebel entgegen zu arbeiten. Dann ärgern wir uns über unser Unvermögen uns zu helfen um so mehr, weil wir uns selbst in diesen Zustand versetzt haben.

Unter allen Affekten grenzt keine so nahe an die Aergerniß, als die Kränkung. Der Unterschied zwischen beyden Gemüthsbewegungen ist, wie mir scheint, der: 1) Die Kränkung beruht nicht auf dem Bewußtseyn des Unvermögens sich zu helfen, sondern auf der Ueberzeugung, ein Unrecht erlitten zu haben. 2) Die Kränkung hat also eine weit beschränktere Sphäre, als die Aergerniß; wir kränken uns nur dann, wenn wir unsre Ehre verletzt, und unsern moralischen Werth verkannt fühlen; Kränkung kann nie ein Affekt der Bosheit seyn, sie hat allezeit moralischen Werth. Allein, ein Bösewicht kann sich ärgern, wenn ihm irgend eine Schandthat mißlang. 3) Die Kränkung ist kein so verschlossener Affekt, als die Aergerniß. Der Gekränkte sucht Freunde, denen er sich mittheilen könne. — —

Sie wissen nun, mein Theuerster, welchen Begrif vom Aergernisse ich zum Grunde lege, und wenn Sie, wie Sie selbst gestehen, das Glück Ihres Lebens

durch die Krankheit der Aergerlichkeit gestört fühlen, so werden Sie in jenem Begriffe gewiß mit mir zusammenstimmen. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, in meinem nächsten Briefe die wichtigsten nachtheiligen Folgen der Aergerniß zu erklären.

---

## II.

Wenn ich alle Affekten durchgehe, welche auf die Organisation und die Geisteskräfte des Menschen einen verderblichen Einfluß haben, so finde ich keinen, welcher zerstörender wäre als der Aerger. Der Schrecken, der Zorn, die Kränkung und andere Gemüthsbewegungen und Leidenschaften ziehen traurige Folgen für Körper und Seele nach sich. Allein gegen die Wirkungen jenes Affekts kommen diese nicht in Vergleichung. Er greift die Lebenskraft gleichsam in ihrem Innersten an, und jeder seiner Angriffe verursacht auch

im Spiele der geistigen Vermögen eine traurige Störung.

Der Aerger wirkt mit Plötzlichkeit auf das ganze System der Nerven und Muskeln, und stört alle Lebensverrichtungen. Je unerwarteter das Uebel ist, über welches man sich ärgert, um so angreifender und stärker ist diese Wirkung auf den Körper. Blässe verbreitet sich über das Gesicht, die Muskeln verlieren ihre Spannkraft, und ihre Erschlaffung hat Zittern an allen Gliedern zur Folge, die Verdauung wird unterbrochen, und ein mäßiger Trunk erregt in diesem Zustande eine gänzliche Berauschung. Nicht selten ist der Tod durch ein heftiges Aergerniß verursacht worden, besonders wenn Menschen auf gewisse, ihnen höchst unangenehme Ereignisse nicht gefaßt waren. Der Schrekken hat von dieser Seite viel Aehnliches mit dem Aerger, allein, wie plötzlich auch seine Wirkung ist, so ist sie doch nicht so dauernd und so zerstörend, als die des Aergers.

Alle Phänomene des Aergers lassen sich, in Hinsicht des Körpers, auf Schwächung zurückführen. Und wenn wir nur die Natur dieses Affekts mit Wahrheit und Genauigkeit fassen, so ist es eine nicht eben schwere Aufgabe, ihre Möglichkeit zu erklären.

Aergerniß ist gemeiniglich mit einer gewissen Ueberraschung verknüpft; man hat auf das Ereigniß, über welches man sich ärgert, nicht gerechnet, hat einen Zweck verfehlt, dessen Erreichung man entweder mit Gewißheit oder mit Wahrscheinlichkeit für sicher hielt. Eine solche Ueberraschung muß nothwendig äußerst unangenehme Gefühle hervorbringen.

Wir finden uns in Hinsicht einer gewissen Erwartung betrogen; in dem Systeme der Vorstellungen von unsern Verhältnissen entsteht gleichsam eine Revolution, unsre Verstandeskräfte müssen eine andre Richtung nehmen und andre Gesichtspunkte fassen, müssen ihr ganzes Vermögen aufbieten, um, wo möglich, das Uebel wieder gut zu machen, und den Schaden

zu ersetzen. Diese plötzliche und unvorbereitete Veränderung kann nicht anders, als einen schwächenden Einfluß auf unsre Organisation haben. Erinnern Sie sich jener höchst verdrüßlichen Lage, in welcher Sie sich befanden, als Sie ein gewisses Mitglied Ihres Standes, dem Sie Ihr ganzes Vertrauen geschenkt hatten, durch eine einzige, nie geahndete Handlung, als die falscheste Person unter der Sonne kennen lernten! Vorher würde jeder, der es gewagt hätte, gegen diesen Nichtswürdigen bey Ihnen Verdacht zu erregen, unausbleiblich Ihren Haß auf sich gezogen haben. Und jetzt wurden Sie auf ein Mal überzeugt, daß Ihre Biederkeit und Offenheit auf das Schändlichste von ihm gemißbraucht war. Welche Gährung war in Ihrem Innern! Wie viele Voraussetzungen, Hoffnungen und Pläne, die Sie, in Beziehung auf ihn, mit so vieler Festigkeit gefaßt hatten, und die Ihrem Herzen so theuer waren, mußten Sie aufgeben! Welche unseligen Gefühle von Mißtrauen, Reue, und Furcht traten an ihre Stelle! Die

Folgen dieser Stimmung waren sehr natürlich. Ich will die Erinnerung davon nicht lebhafter wecken. — — Noch mehr entschied damals über Ihren Zustand die Vorstellung der Unmöglichkeit, das Geschehene ungeschehen zu machen, und seine Folgen zu heben. „Wie mag der Unedle, so mußten Sie denken, innerlich über deine Gutmüthigkeit spotten! Wie mag er bey sich lachen, wenn er bedenkt, daß du ihm dein Herz so vertraulich öfnetest, während er das seine mit Schlauheit verschloß! Welchen Mißbrauch kann er von deinen freundschaftlichen Mittheilungen machen! Und dieß alles kannst du nun und nimmermehr hindern!" Es ist eine allgemein zugestandene Wahrheit, daß das Gefühl des Unvermögens und der Ohnmacht in jedem Falle, wo wir uns lebhaft für irgend einen Zweck interessiren, unser Nervensystem schwächt, da im Gegentheile Bewußtseyn von Kraft, unsre Zwecke durchzusetzen, einen ungemein stärkenden Einfluß auf den Körper hat. Dieß gilt eben so wohl von der Einbil=

dung. Wer sich einbildet, kraftlos zu seyn, erkrankt gewöhnlich eben dadurch; während derjenige, welcher sich, wenn auch immer in einem Zustande der Selbsttäuschung, viel Vermögen zutraut, an Stärke seiner körperlichen Kräfte gewinnt. Eine der vorzüglichsten Ursachen, warum Hypochondrie den Körper in so hohem Grade schwächt, besteht darin, daß der Hypochondrist sich selbst ermangelt, und aller Zuversicht auf seine Thatkraft unfähig ist. Der eitle, eingebildete Mensch, der Windbeutel mit Ueberzeugung, genießt in der Regel einer sehr festen Gesundheit: Folge seines eingebildeten Kraftgefühls; dieß stärkt ihn. Die Phantasie wird Schöpferin der Wirklichkeit. Im Rausche seines, auf vielleicht sehr unsichern Voraussetzungen beruhenden Selbstvertrauens, rüsten sich gleichsam seine physischen Vermögen, und er setzt mit wenigen Mitteln durch, was schüchterne und muthlose Personen, die ihn an Kräften bey Weitem übertreffen, nicht realisiren können. In dem Verhältnisse, in

welchem sein Selbstvertrauen steigt, wird auch sein körperlicher Wohlstand erhöht. Wenden wir dieses auf den Affekt des Aergers an, so kann es nicht befremden, daß er so gefährliche Folgen für unser Nerven- und Muskelsystem mit sich führt. Es leuchtet auch ein, warum dieß so gar bey unbedeutenden Ereignissen der Fall ist. Das Gefühl des Unvermögens, sich zu helfen, ist um so niederdrückender, je weniger Kraft dazu erfordert würde, dem Uebel, worüber man sich ärgert, auszuweichen, oder es zu heben; und ich bin überzeugt, daß gewisse Menschen sich heftiger über die lästige Zudringlichkeit der Fliegen, als über einen verlornen Prozeß ärgern. Ein Mensch kann wohl den Gedanken ertragen, daß er gegen einen andern Menschen nach Gesetz, Recht und Manöver der Advokaten einen Prozeß verliert; daß ihn aber ein verächtliches Insekt anhaltend quäle, ihn den Herrn der Schöpfung, dem alles unterworfen seyn soll, dieß muß ihm natürlicher Weise innere Krämpfe verursachen, und es ist kein Wunder,

wenn er dadurch, in Hinsicht seiner Gesundheit, äußerst zurückgesetzt wird. Heftiges Aergerniß erregt gewöhnlich Zittern in denjenigen Gliedern, von welchen die Bewegung unsrer Maschine abhängt; besonders zeigt sich der Einfluß jenes Affekts in den Füßen; die Kraft der Muskeln verschwindet bis auf den Grad, daß man glauben möchte, man besitze gar keine Füße. Dieß ist lediglich Wirkung des wahren oder eingebildeten Bewußtseyns von Ohnmacht. Je stärker und lebhafter dieses ist, um so schrecklicher sind die Folgen. Wie viele, welche jenem Affekte unterlagen, wurden Opfer der fallenden Sucht, und des so genannten bösen Wesens! Sie haben in Ihrer Familie das traurige Beyspiel einer Person, welche in dieser Hinsicht aus derselben Ursache ohne Rettung verloren gieng.

Sie gestehen mir zu, es sey Ihnen unmöglich, sich von der Vorstellung der Gegenstände, welche Sie ärgern, zu entfernen, vielmehr haben Sie einen unüberwindlichen Hang, sich dieselben mit allen

verwandten Nebenbildern und allen analogischen Gedanken zu vergegenwärtigen. Eben dieß ist eine der gefährlichsten Seiten der ganzen Lage desjenigen Menschen, welcher sich ärgert. — Er brütet — ich weiß es nicht treffender auszudrücken — über den Vorstellungen seines Uebels und seiner Ohnmacht. Folge davon ist, daß das Uebel immer größer und größer erscheint, daß das Selbstvertrauen des Aergernden verhältnißmäßig abnimmt, und daß er sich selbst ermangelt. Als Sie die Falschheit von Z. entdeckten, mußten Sie sich aller frohen Abende, die Sie in seinem Umgange genossen, erinnern, und die Hoffnungen aufgeben, welche Sie für das Glück Ihres Lebens in Beziehung auf seinen traulichen Umgang gefaßt hatten. Wie lebhaft und mit welchem widrigen Affekte wurden dadurch Ihre Geisteskräfte angegriffen! Jedes Bild der Erinnerung war ein Dolchstich für Ihr Herz, und doch konnten Sie sich nicht davon losreißen! Feindselig gegen sich selbst, erneuerten Sie bey jeder Gelegenheit diese kränkenden

Vorstellungen, und bildeten sie recht beflissentlich durch Ihre Phantasie aus. Es war Ihnen, als ob Sie durch dieses Gedankenspiel gewissermaßen Genugthuung für die Treulosigkeit Ihres vormaligen Freundes bekämen; allein im Zustande dieser Selbsttäuschung arbeiteten Sie nur gegen sich selbst, und zerstörten Ihre Ruhe so wie Ihre Gesundheit auf einen langen Zeitraum. — Der Aerger ist ein Affekt, welcher nicht mit Heftigkeit und Kraft ausbricht, sondern im Gemüthe verschlossen bleibt. Auch daraus läßt sich sein nachtheiliger Einfluß auf den Körper erklären. Je verschlossener ein Affekt ist, um so gefährlicher nagt er an der Lebenskraft. Denken Sie an die Folgen einer sich verbergenden Liebe, besonders bey dem Frauenzimmer. Ihr Nervensystem scheint in diesem Zustande ganz abgespannt, das Feuer ihrer Augen erlischt, ihre Wangen erbleichen, und tiefe schmachtende Melancholie mahlt sich in ihren krankhaften Zügen. Sie leben gleichsam wieder auf, wenn sie den geliebten Gegenstand kennen lernen, und

ihm Beweise ihrer Leidenschaft geben können. Denken Sie den schweigenden Gram, mit matt gesenktem Haupte, den Groll, der in der Einsamkeit gegen sich selbst wüthet, weil er zugleich physisch kraftlos ist, um sich an seinem Beleidiger zu rächen, und moralisch ohnmächtig, um ihm großmüthig zu verzeihen. Derjenige, welcher sich ärgert, spricht höchstens etwa einsylbig von der Veranlassung dazu; nähert sich ihm ein Zudringlicher, und bittet, er möge sich ihm eröffnen, so wird es heißen: „Lassen Sie mich nicht daran denken, ich ärgre mich sonst nur noch mehr." Nichtsdestoweniger denkt er innerlich daran; dieß zeigt seine Zerstreuung in der Unterhaltung, und sein ganzes Aeußeres. Ist es nun wohl ein Wunder, wenn der Aerger ein so zerstörendes Gift für die Körper ist, und jene Erscheinungen auf ihn folgen, welche allgemein bekannt sind? Das Zittern an allen Gliedern begleitet sehr natürlich einen Affekt, welcher die Gemüthskräfte in einen solchen Zustand versetzt, wie ich ihn

geschildert habe. Es ist Folge der Schwächung des Nervensystems. Das Gefühl der Ohnmacht, die Ursache des Aergers zu heben, und eine Ueberraschung, welche keine augenblickliche Fassung zuläßt, ist die vorzüglichste Ursache davon. Manche Personen stottern, wenn sie ein Aergerniß trifft. Dieses Stottern ist eine Folge der plötzlichen Entfassung (Decontenansirung) der Vorstellkraft und des Begehrungsvermögens, körperlich genommen, ein Zittern der Sprachorgane aus Schwächung. Wo ich nicht irre, hat man Beyspiele, daß Menschen durch heftiges ungeahndetes Aergerniß die Sprache verloren haben. Wie Aergerniß das böse Wesen und die fallende Sucht nach sich ziehen könne, ergiebt sich eben so leicht. Personen, bey denen dieser Fall eintritt, müssen eine ganz besondere Reitzbarkeit besitzen, der Gegenstand des Affekts muß für sie von der äußersten Wichtigkeit, und auch nicht auf das Entfernteste von ihnen geahndet seyn. Dieß gilt auch vom Schlagflusse, welcher oft schon die Folge eines

heftigen Aergernisses gewesen ist. Daß man auf Aergerniß leicht berauscht wird, kann Niemanden befremden. Der Wein belebt die Gemüthskräfte, und derjenige, welcher sich ärgert, beschäftigt sich bey einem Glase hitzigen Getränkes mit vorzüglicher Heftigkeit mit der Ursache desselben; die Vorstellungen davon bestürmen seinen Geist mit einer Schnelligkeit, welcher seine Geisteskräfte unterliegen müssen. Ein solcher Rausch ist für das Nervensystem gefährlicher als irgend ein anderer. Plötzlicher Tod durch Schlagfluß, Gicht und Schwindsucht können durch ihn herbey geführt werden. Auf Aergerniß zu speisen, ist aus leicht zu begreifenden Gründen der Gesundheit im höchsten Grade schädlich, und kein Mensch hat nach einem Aergernisse wahren Hunger. Da Aergerniß das ganze Nevensystem angreift, müssen auch die Verdauungswerkzeuge dadurch geschwächt werden; kein Wunder, daß auf eine Mahlzeit nach Aergerniß Erbrechungen folgen, oder, wenn dieses nicht geschieht, die Säfte verdorben werden.

Ueberdieß muß bekanntlich der Mensch mit ruhiger Seele, und ohne lebhafte Thätigkeit der Seelenkräfte speisen, außerdem kann ihm seine Nahrung Gift werden. Eine solche Ruhe und Gemächlichkeit ist mit dem Aergernisse nicht vereinbar.

Die vorzüglichsten Folgen des Aergernisses auf unsern Geist sind unstreitig wohl diese: 1) Aergerniß benimmt dem Geiste Fassung und Selbstmacht; er nimmt eine einseitige Richtung, kann nicht mit Freyheit denken, und seine Kraft auf beliebige Gegenstände heften. Niemand kann dieß lebhafter fühlen, als Gelehrte, besonders solche, welche mit eigenen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt sind, oder Aemter bekleiden, zu deren Verwaltung freye Thätigkeit des Geistes gehört; 2) Aergerniß verursacht Hypochondrie und menschenfeindliche Gesinnung; 3) Aergerniß verleitet zur Ausschweifung. Wie mancher Ehemann ergiebt sich wegen des Aergernisses, welches ihm seine Gattin verursacht, dem Trunke! 4) Aergerniß zieht leicht eine fortdauernde

Stimmung zum Aerger nach sich. Dieser letzte Punkt verdient eine genauere Erwägung, und es wird mir sehr interessant seyn, Ihnen meine Gedanken über jene Stimmung zur Aergerlichkeit in einem baldigen Briefe mitzutheilen.

Leben Sie ruhig und glücklich!

---

## III.

Ehe ich mit meinen Gedanken über das unläugbare Phänomen hervortrete, daß auch nur ein heftig angreifendes Aergerniß eine bleibende Stimmung zum Aerger nach sich ziehen kann, muß ich genauer bestimmen, was ich unter Aergerlichkeit verstehe. Ich glaube, unsere Begriffe werden völlig zusammen stimmen, wenigstens haben wir gleiche Erfahrungen gemacht. Der Aergerliche ärgert sich entweder über schlechterdings jedes wirkliche oder eingebildete Uebel, welches ihn trifft, oder

nur über wirkliche oder eingebildete Uebel einer gewissen Art. — Jener ist ganz muthlos, hat kein Vertrauen auf seine Kräfte, sondern hält sich für zu ohnmächtig, um irgend einem Uebel, welches ihm zu drohen scheint, entgegen zu arbeiten, oder, wenn es schon gegenwärtig ist, es zu heben. Er sieht alle Ereugnisse, welche Beziehung auf ihn haben, aus einem Gesichtspunkte an, wo sie ihm irgend einen unersetzlichen Verlust bringen; die Spinne an der Wand ärgert ihn, weil sie ihn stechen dürfte. Dieser ermangelt nur aller Zuversicht auf sich selbst in Betreff einer oder mehrerer besonderer Klassen von Uebeln, die er gerade für sich am wichtigsten hält, weil er sich für den Zweck, den er dabey zu verfehlen glaubt, sey es nun ein Zweck in Beziehung auf Pflicht, oder Glückseligkeit und Vortheil, in vorzüglich hohem Grade interessirt. Wie ärgert sich unser braver Freund Trenkmann, wenn er irgend eine Gelegenheit hingehen ließ, einen Unglücklichen zu retten, oder irgend jemanden zu dienen, wie sehr, wenn unbe=

kehrliche Wollüstlinge in einer Gesellschaft schmutzige Zweydeutigkeiten sprechen, oder Lästersüchtige die Ehre eines Menschen in Schatten setzen, den er mit Nachdruck empfiehlt, und seinen Plan vereiteln. Wie ärgert sich der Hasenfuß Keuße, wenn ein Frauenzimmer ihn mit Gleichgültigkeit behandelt, und andere ihm vorzieht. Der universelle Aergerliche (so will ich den Aergerlichen der ersten Art nennen,) ist ein entschiedener Gemüthskranker; seine Aergerlichkeit gränzt an Verstandesverrückung. Er ärgert sich über Ereygnisse, die sich auf ihn gar nicht beziehen, und an welchen weder er noch andere Schuld haben, über leblose Dinge sogar, deren Daseyn ihm nicht im mindesten nachtheilig seyn kann. Seine traurige Stimmung kann Folge von angeborner oder nachmals zugestoßener Kränklichkeit seyn, sie kann aber auch von traurigen Schicksalen des Lebens herrühren. Der partielle Aergerliche, (so nenne ich den der zweyten Art,) ist gewissermaßen auch gemüthskrank, weil er einen mechanisch

gewordenen Habitus sich zu ärgern besitzt, und sich in der Sphäre seiner Aergerlichkeit auch über Gegenstände ärgert, welche vernünftiger Weise keinen Aerger veranlassen können.

Ich kann zu der Lösung unsers Problems nicht übergehen, ohne die Hauptursachen der Aergerlichkeit gleichsam tabellarisch zu verzeichnen. Nach meinen Erfahrungen und den Resultaten, die ich, ohne eigene Erfahrung, aus der Quelle der Psychologie schöpfe, in welcher, wie Sie wissen, die Bemerkungen der scharfsinnigsten Beobachter aller Zeiten konzentrirt sind, kommen sie auf folgende zurück.

Die universelle Aergerlichkeit entsteht:

1) sehr natürlich durch den Einfluß der unangenehmen Gefühle, welche mit einer angebornen allgemeinen

Kränklichkeit nothwendig verknüpft sind;

2) eben so natürlich durch angeborne einzelne körperliche Gebrechen, als z. B. Buckel, Brüche, Lähmungen der Glieder, Fehler von wesentlichen Theilen des Körpers u. a.;

3) aus Kurzsichtigkeit und Unbehülflichkeit nicht nur bey jedem Vorfalle, welcher Ausbreitung der Denkkraft, Gewandtheit in der Entwerfung von Planen, und rasche Entschließung erfordert, sondern überhaupt bey jedem, welcher unsern Wünschen nicht entspricht. Dieß ist die Aergerlichkeit der Dummheit, welche sich zwar durchaus ohnmächtig fühlt, Uebel zu heben, diese Ohnmacht aber den Gegenständen anrechnet, welche ihr Aergerniß verursachen. Wenn unser einfältiger Bekannter, Moritz, wegen seiner beyspiellosen Ungeschicklichkeit im Billard jede Kugel verfehlt, so ärgert er sich

freylich über seine Ohnmacht, zu treffen, aber er bildet sich ein, diese Ohnmacht sey die Folge der falschen Einrichtung des Billards, der Kugeln, der Queues und der Löcher, und diese rechnet er dem unschuldigen Caffetier an;

4) aus Unzufriedenheit mit Schicksalen des Lebens.

5) aus Lebensüberdruß, wenn ein Wollüstling alle Genüsse erschöpft hat, Buhlerey, Spiel und Trunk für ihn alles Reitzes ermangeln;

6) aus Irreligiosität und religiösem Skeptizism. Dieß ist die edelste Art der universellen Aergerlichkeit. Sie setzt Interesse für Religion voraus; nach der heißesten Beeiferung um Wahrheit gewinnt so mancher Mann von Denkkraft und Gefühl keine Gewißheit über Moralität, Gott und Zukunft. Er ist entweder so entscheidend, um alle diese Wahrheiten zu läugnen, oder hält sich angstvoll an die Klippe der Zweifelsucht, zehrt

sich selbst auf im ewigen Grübeln nach Evidenz, und mißtraut dem Pharus des Glaubens, der ihm so trostvoll entgegen leuchtet.

Die partielle Aergerlichkeit entsteht:

1) aus besondern Arten der Kränklichkeit, z. B. der Hypochondrie, Hysterie, des Podagra u. a.;
2) aus besondern Arten körperlicher Gebrechen, seyen sie nun angeboren, oder in der Folge erst eingetreten. Der Buckliche kann auf eine eigene Weise ärgerlich werden, so der Lahme, der Stotterer u. a.;
3) aus Kurzsichtigkeit und Unbehülflichkeit bey Vorfällen einer gewissen Art. Wie mancher wird ärgerlich, weil er sich immer in den Menschen verrechnet, und er seine Ohnmacht, menschliche Gemüther zu durchdringen, und seinen Mangel an Menschen-

kenntniß fühlt. Wie viele gerathen in die gleiche Stimmung, weil sie unfähig sind, witzige Einfälle zu erwiedern, oder zum Anekdotenwechsel in einer Conversation einen Beytrag zu liefern, welcher Beyfall erhielte und mit Lachen beklatscht würde.

4) aus Unzufriedenheit mit besondern Schicksalen des Lebens. Sie kennen den Kammerherrn von Lotislow. Durch Kabalen wurde er an einem Hofe zurückgesetzt, wo er seine politische Carriere zu machen gedacht hatte. Er nahm mit dem Bewußtseyn seiner Vorzüge und Verdienste den Abschied, und verließ den Hof mit einem Herzen voll Verachtung der Fürsten, und der Schwächlinge, die ihre armseligen Adjutanten sind; (so wie man einem unbärtigen Prinzen, der das Generalkommando einer Armee übernimmt, gewöhnlich einen einsichtsvollen und erfahrnen General an die Seite stellt.) Wie

krampft es ihn innerlich, wenn er daran denkt; wenn er hört, durch welche Schleich- und Schleifwege man bey seinem Hofe sein Glück machen müsse, und wie eben da irgend ein unwissender aber glatter Junker sein Glück gemacht habe! Wie ärgert ihn jedes Gespräch von Höfen, von Glück an Höfen, und Hofintriguen! Wahrscheinlich nimmt er diese Krankheit mit sich in das Grab;

5) aus Lebensüberdruß, wenn ein Mensch sich dem sinnlichen Genusse einer gewissen Art ganz vorzüglich ergab, und ausschließlich in ihm sein höchstes Glück fand. Verhindert ihn seine Abstumpfung, fernerhin daran Theil zu nehmen, so verfällt er leicht in die Stimmung der Aergerlichkeit, und ärgert sich über jeden Gegenstand und jedes Ereugniß, welches ihn an seine Ohnmacht erinnert. Viele Wollüstlinge von Damoiseaux, welche sich in ih-

ren frühern Jahren unerschöpflich und allmächtig dünkten, werden in den Jahren, wo sie sich kraftlos fühlen, in Hinsicht aller Beziehungen auf ihren vormaligen genußvollen Umgang mit dem andern Geschlechte höchst ärgerlich. Traurig genug für ihre Kinder, wenn sie zu den reifern Jahren gelangen, wo ein Geschlecht das andere sucht. Der Vater seufzt, indem er das Erwachen ihrer natürlichen Reize bemerkt: utinam praeteritos Iupiter mi referat annos! und stört sie dennoch in jedem, wenn auch noch so unschuldigen Versuche, sich einem Genusse zu nähern, von dem sie vor der Hand nur eine schwache Ahndung gefaßt haben.

6) aus Stolz und Ehrsucht! Dem ärgerlichen Gelehrten, welcher für sich eingenommen und aufgeblasen ist, verursacht alles Aerger, was seinen Stolz beleidigt, und seine Ehrsucht niederdrückt. Oft bildet er es sich

blos ein, allein sein Affekt ist derselbe. Manche von diesen Karrikaturen ärgern sich schon, wenn sie auf Nachfrage antworten müssen, daß sie ein gewisses seltenes Buch in ihrer Bibliothek nicht besitzen.

7) aus Bigotterie. Aergerliche Betbrüder und Betschwestern ärgert jede Aeußerung, welche ihrem fanatischen Systeme entgegen läuft, jeder Gegenstand und jedes Ereigniß, welches eine solche veranlassen könnte.

Dieß, mein theuerster Freund, scheinen nur die Hauptquellen der universellen und partiellen Aergerlichkeit zu seyn. Wie nun, daß ein heftiges Aergerniß die Aergerlichkeit nach sich zieht, daß Personen, welche nie in der Welt diesem Affekte unterworfen gewesen waren, so bald er ein Mal, oder einige Male

in ihnen geherrscht hatte, nun seine Sklaven werden können?

Die ganze Erscheinung kann nur bey gewissen Charakteren eintreten. Denn wie viele Menschen giebt es, welche, wenn sie sich auch öfters ärgern, dennoch nie ärgerlich werden! Wie mancher Schulmann ärgert sich täglich, und erhält dennoch seine Selbstmacht, ohne an dem Affekte des Aergers zu erkranken! Ferner: Nicht jedes Aergerniß zieht diese Folge nach sich, selbst nicht jedes, wenn auch noch so heftige Aergerniß.

Charaktere, welche durch ein oder öfteres heftiges Aergerniß zur Aergerlichkeit herabsinken, müssen allezeit schwache, kurzsichtige, überreizbare Charaktere seyn, sey es nun, daß der Grund davon in ihrem Nervensysteme *), oder in dem geheimnißvollen Dinge liege, welches wir

*) Von angeborner Kränklichkeit kann hier gar nicht die Rede seyn; wir sprechen nur von der Aergerlichkeit, als fortdauernder Folge eines oder einiger heftiger Aegernisse.

Gemüth nennen. Eine große und starke Seele wird nie ärgerlich. Sie weiß sich zu fassen, oder ermannt sich zur Gegenwehr, wenn sie thunlich ist, siegt oder liegt kämpfend unter. Daher sind die Frauenzimmer der Aergerlichkeit am meisten unterworfen. Das Aergerniß pflanzt sich bey ihnen fort, und geht leicht in einen Habitus über, der sie für andere Menschen ganz unerträglich macht.

Aergerliche Personen sind in ihren Gefühlen nicht flatterhaft, vielmehr sind ihre Empfindungen tief und heftig und lassen Nachempfindungen hinter sich zurück, welche so leicht nicht unterdrückt werden können. Unter ihren Vorstellungen herrscht ein solcher Zusammenhang, daß immer eine eine Menge andrer herbey führt, deren größerer Theil dunkel ist. Wenn der Aergerliche aus Ehrsucht sich über irgend ein Ereigniß ärgert, so drängen sich vor seine Phantasie die Bilder aller Beleidigungen und Kränkungen, die er erlitten hat und vielleicht noch erleiden kann. Personen, in deren Geiste so fest verkettete und so

leicht zu weckende Associationen nicht Statt finden, werden schwerlich in die Gemüthskrankheit der Aergerlichkeit verfallen. — Nur Gegenstände von der größten Wichtigkeit verursachen ein Aergerniß, welches Aergerlichkeit nach sich zieht, seyen sie nun überhaupt für jeden Menschen, oder nur für eine besondere Klasse von Menschen, oder auch nur für ein einzelnes Individuum von Wichtigkeit. Es kann eine Bagatelle seyn, die aber doch für irgend Jemand höchst interessant ist. Sie erinnern sich des traurigen Schicksals unsers Freundes Lehfeld, als sein schönster Pfeifenkopf ruinirt wurde, und dadurch seine ganze Sammlung, — einzig in ihrer Art in Sachsen — einen, wie er glaubte, unersetzlichen Riß bekam. Er erstarb beynahe vor Aerger. Unbedeutende Uebel bekommen in den Augen vieler Menschen Wichtigkeit, wenn sie ganz unerwartet eintreten; und mancher ist wegen einer Kleinigkeit, die ihm lebhaftes Aergerniß verursachte, ärgerlich geworden, weil er gar nicht darauf gefaßt war.

— Die Umstände, unter denen ein widriges Ereigniß erfolgt, bestimmen sehr oft den Eindruck, welchen es macht. Gewisse Uebel würden uns sehr wenig in Verlegenheit setzen, wenn sie nicht gerade unter gewissen Verhältnissen einträten. Ein Husten ist an sich eine sehr heilsame Revolution in unserm Körper. Allein, wie ärgerlich ist es manchem Bräutigam, wenn er ihn und zwar mit der größten Heftigkeit und Hartnäckigkeit gerade dann bekommt, wenn er nach wenig Tagen seine Hochzeit feyern will!

Ich kehre zur Hauptsache zurück. Haben Sie freundschaftliche Nachsicht, wenn die Lösung des Problems, wovon die Rede ist, etwas dürftig ausfällt. „Ein Schelm, sagt das Sprichwort, giebt mehr, als er hat.“ Ich darf es als ein allgemein gültiges und allgemein anerkanntes Naturgesetz annehmen, daß jeder starke und empfindliche Eindruck auf Körper oder Seele dauernde Folgen nach sich läßt, welche ihm im Allgemeinen gleich sind, ihn

aber auch an Stärke übertreffen können. Was den Körper anbetrifft, so ist es bekannt genug, daß derjenige, welcher ein Mal vom Schwindel befallen worden ist, ihn unter gleichen Umständen wiederbekommt, wenn er nicht Hülfsmittel dagegen braucht. Dasselbe gilt vom bösen Wesen, welches selten ausbleibt, wenn es einmal da gewesen war, sondern gemeiniglich öfters, bey manchen Menschen ihr ganzes Leben hindurch wiederkehrt. Die Seele betreffend, so zeigt die Erfahrung, daß ein heftiger Schreck bey vielen Menschen einen Habitus begründet, bey jeder Gelegenheit zu erschrekken, wo ein gefahrdrohender Gegenstand unerwartet erscheint. Als ich zum ersten Male die Sturmglocke eine Feuersbrunst ankündigen gehört hatte, fuhr ich nachmals eine lange Zeit hindurch jederzeit zusammen, wenn die Glocke anschlug. — Bey jedem heftigen Aergernisse wirken zuvörderst Vorstellungen, Gefühle und Begehrnisse der Seele gewaltsam auf den Körper, und verursachen in ihm die an-

greifendesten Leiden, diese wirken nun wieder auf die Seele, unterhalten nicht nur die Bilder, von denen sie gequält wird, sondern verursachen, daß die Phantasie sie noch vervielfältigt und erhöht. Die dadurch verursachte Stimmung der Seele wirkt wieder auf den Körper zurück, und vermehrt seine Leiden. Indem diese gegenseitigen Einflüsse von Körper und Seele auf einander, stufenweise fortschreiten, so entsteht eine mechanische Geläufigkeit im Aergern. Wir finden allenthalben Beziehungen von Gegenständen auf den Gegenstand jenes heftigen Aergers; droht uns oder trifft uns ein ähnliches Uebel, so drückt uns das Gefühl einer wirklichen, oder nur eingebildeten Ohnmacht es zu heben nieder, wir brüten darüber mit einer stillen Verschlossenheit, welche unsere edelsten Kräfte und das Mark unsers Lebens verzehrt. Besitzen wir Energie des Geistes, so lassen wir diesen Zustand gar nicht aufkommen, sondern arbeiten ihm durch unsre Selbstmacht entgegen. Haben wir keine Nerven, und sind morali-

sche Schwächlinge, so sind wir einem der traurigsten Uebel Preis gegeben, welche die menschliche Natur treffen können.

Die Erklärung, welche ich hier aufstelle, wird um so evidenter, wenn man bedenkt, daß das folgende heftige Aergerniß über Ereignisse einer gewissen Art allezeit stärker ist, als das vorhergehende. Die Erinnerungen an das vorhergehende schließen sich an jenes an, und die Befürchtungen wegen der Zukunft werden in hohem Grade vermehrt. Bey jedem neuen Aergernisse wird also Geist und Körper mehr geschwächt, und in dem Verhältnisse, wie dieses geschieht, steigt auch der Grad der Aergerlichkeit. — Je größer endlich die Masse von Vorstellungen von Gefühlen ist, welche ein Aergerniß mit sich führt, um so größer auch die Verschlossenheit dessen, der sich ärgert. Er hat nicht Kraft genug sie mit männlicher Gefaßtheit auszudrücken. In dem Grade also, in welchem diese Verschlossenheit zunimmt, wächst auch die Aergerlichkeit.

Ich überlasse es Ihnen, mein Freund, alles dieses auf die besondern Arten der Aergerlichkeit anzuwenden, je nachdem sie auf dieser oder jener Ursache beruht. Ich fasse meine ganze kleine Theorie in den Worten zusammen;

Wenn durch eine gewisse Schwächung des Körpers und der Seele, die Ursachen der Schwächung immer vermehrt werden, so müssen auch die Folgen der ersten Schwächung immer und zwar im höhern Grade wieder eintreten.

Ich ersuche Sie um Ihr Urtheil über meine Bemerkungen, und sehe mit Sehn=

sucht einem baldigen Briefe von Ihrer mir so werthen Hand entgegen.

Leben Sie ruhig und glücklich!

# IV.

# G e d i c h t e.

I.

# Der erfrorne Weinstock.

Hat auch dich der Nordwind schon getödtet,
Weinstock, der mit Früchten, schön geröthet,
Nachbarlich sich um mein Fensterwand? —
O! So früh dahin! — Und deinen Reben
Ach! Entquoll so seelenvolles Leben;
Jeder träumte sich ins bessre Land.

Junger Weinstock, deine Freunde trauern,
Sehn mit Wehmuth nach den öden Mauern,
Wo du starbst und wo dein Stamm vergeht.
O! Bey deiner Trauben süßem Feuer
Tönte Hochgesang bey Harf' und Leyer; —
Und dieß alles hat der Wind verweht!!

Bäume leben noch, bey deren Früchten
Unsre edlern Geister schamvoll flüchten,
Und der grobe Körper üppig siegt;
Bäume, die den kalten Schwachkopf
laben,
Während sich bey deinen Göttergaben
Jedes edle Herz in Wonne wiegt.

Muß, geweiht zum heilgen Dichterkranze,
Der Begeistrung schöpferische Pflanze,
Muß sie frühes Todes Opfer seyn? —
Hebt sie Sänger unter Sturm und Wet-
tern
Hoch empor zu ihren Lieblingsgöttern,
Soll man ihr kein Opfer weyhn?

Lebe wohl! Dein wollustvoller Segen
Komm in andern Welten uns entgegen!
Selig sey der Ewigkeiten Rausch!
Nichts erstirbt in Gottes Weltenmeere;
Zahllos wechseln seiner Wesen Heere,
**Leben** — Tod — es ist ja nur ein
Tausch. —

So wie du, erstirbt der junge
Dichter,
Der der Zukunft zauberische
Lichter
In erhabner Ahndung vor-
genoß;
Ihm entströmten feurige Ge-
fühle,
Früh versinkt er in des Grabes
Kühle,
Fühlt die Thräne nimmer,
die ihm floß.

K. H. Heydenreich.

2.

## Die Maykäfer.

Im Wonnemonath saß ich um Mitternacht
An meinem Fenster, vor mir ein Lampenlicht,
In mir Gedanken über Gottheit,
Gräber und Zukunft und selge Geister.

„Wer bist du, dach' ich! Geist, den kein Geist begreift,
Du Nichtgeschaffner, der die Natur erschuf,
Du, der den heilgen Götterfunken
Freyheit in endliche Seelen pflanzte?

Durch dich nur bin ich, dürste mit heisem Durst
Nach deiner Nähe. Führt mich das Grab dir zu,
So kürze meine Lebenstage,
Daß ich den Vater der Welten schaue.

Geist aller Geister! giebt es
auf Erden schon
Durch Andachtsglut ein näheres
Band mit dir,
So laß es, laß mich's mit
dir knüpfen!
Gottheit und Menschheit
für stets harmonisch!

Du schweigst, Erhabner, und
ich verdien' es nicht,
Daß du dem armen Erdner dich
offenbarst,
Mein Auge starrt in finstre
Zukunft
In eine Nacht ohne Mond
und Sterne.

Wo seyd ihr, Freunde, die mir
der kalte Kuß
Des Todtes entraubte! — Redet,
ihr Todten doch! ! —
So dacht' ich einsam und versäumte
Schwärmend die Freuden der schönen
Mondnacht!

Der Mondnacht Strahlen mischten sich
zauberisch
In meines Kirschbaums duftenden Blü-
tenschmuck,
Der Kirschbaum vor dem kleinen Fenster
Giebt mir die lieblichste Schatten-
kühle.

Verloren in Gebilden der andern Welt
Vergaß ich alle Reitze der schönen Nacht,
Sah nicht der Hoffnung Wonne strahlen
Auf des benachbarten Kirchhofs
Mählern. — —

Da stieß es immer, immer mit Ungestüm
An mein Gefenster, summte und summte
laut,
Erschrocken öfnet' ich die Fenster —
Und mich umschwirrten des Mayes
Käfer.

Sie lockte nur das dämmernde Lam-
penlicht
Des stillen Denkers. — „Käfer, so
rief ich aus,

Genießt des Wonnemondes
Blüten,
Schwirrt nicht nach Lichte,
das euch so fremd ist.

„Genießt die Freuden lachender
Gegenwart!
Entsaugt den Honig Blüten des
Kirschenbaums!
Und summt im zauberischen
Mondstrahl
Fern von den Lampen der
Hochgelehrten!———

Da schwebte himmelabwärts ein Genius
Und rief mir zu mit feierlich hohem Ton':
„Auch du versäumst des Lebens
Freuden,
Grübelst um Mitternacht
über Zukunft!"

Genieß' mit Weisheit! Siehe
der heil'ge Gott
Hat uns des Daseyns Ferne
nicht offenbart.

Sey gut und froh! Des nahen Kirschbaums,
Blüten, sie mögen dir Hoffnung duften.

Der Käfer stößt dein Fenster mit Ungestüm,
Bestürmt dein stilles, einsames Lampenlicht; —
Bestürmst du nicht der Zukunft Vorhang,
Die dir die Gottheit so weis' verhüllte?

Hinaus! Hinaus! Genieße die Mitternacht,
Und fühl' im Mondenglanze den großen Gott!
Wie Morgen dämmern, Tage tagen,
Tagt auch Empfindung in bessern Menschen.

K. H. Heydenreich.

## 3.
# Betrachtungen im Kirch-hofe *).

Wölkend wie Gewitterluft den Morgen
Stimmt mich dieser Ort zur Traurigkeit,
Wo befreit von kurzen Erdensorgen
Sich auch einst mein Grab an Gräber reiht:
Sinnend irr' ich durch das hohe Gras,
Welches unter Thränen nur entkeimte,
Wo Elise ruht, die es nicht träumte,
Als sie jüngst die schwarzen Reime las.

Was ist noch des Lebens goldne Blende
An des Erdenpilgers Ruhebord? —
Hie und da zerfallne Kirchhofwände
Und die welke Nachtviole dort,
Dieser windgebrochne Eichenbaum,
Der Platane herbstgeschrumpfte Blätter,
Dieser Spaden, diese morschen Bretter
Sind die Bilder von dem Lebenstraum.

*) Ein Gegenstück zu dem schönen Gedichte, der Kirchhof, von meinem Freunde L*.

Tiefe Stille lockt der Nachtigallen
Flötenkehlen zu dem Trauerchor
Und die Eule hängt mit giergen Krallen
In dem Bildwerk an dem Leichenthor.
Sonnenstralen leuchten nicht so hold,
Nicht so schön des Abends Silbersterne,
Als die Ewigkeit aus dunkler Ferne
In der bunten Kränze Flittergold.

Mancher kam mir hier beflort entgegen,
Mancher hat mich thränend schon gegrüßt,
Thränend, wie in sanften kühlen Regen
Einer Wolke schwarzer Schooß zerfließt.
Väter um des Hauses letzten Stamm
Sah ich weinen, Mütter um den Säugling,
Mädchen um den lustgebüßten Weichling
Und um seine Braut den Bräutigam.

Wer kniet dort an jenem Rasensitze,
Wem entquillt der bange Klageton? —
Eine Mutter weint um ihre Stütze,
Weint um ihren einzig guten Sohn.
Wen behaucht der nahen Linde Duft? —
Meinen ewigtheuern Bruder, flüstert

Eine Schwester, — ach! schon längst umdüstert
Ihn, den Freund der Tugend, diese Gruft.

Dort entragt, geformt aus welschen Steinen
Tausend Hügeln stolz ein Genius;
Niemals sah an seinem Marmorfuß
Ich der Wehmuth bleiche Wange weinen.
Doch, o stolzer Genius, im Leben
Hat dein Todter keinen Freund gekannt,
Nur sein Name wird mit Furcht und Beben
Von bedrückter Armuth noch genannt.

Oefters sah ich in dem Sünderwinkel
In Gedanken einen Armen stehn,
Ihn befreyt von einem falschen Dünkel
Für des Selbstentleibten Seele flehn;
Oefters hört' ich thränend ihn gestehen:
„Mein Wohlthäter schläft in diesem Sand,
Geistzerrüttung, heiße Fieberwehen,
Nicht sein Herz gab ihm den Dolch zur Hand!

Ohne Rückkehr liegt so Manches Hülle
In den finstern Klaußen eingeengt.
Nur so lang' haußt des Tyrannen Wille,
Bis man ihn zu seinen Ahnen senkt.
Vor der Gruft stürzt jeder falsche Glanz,
Ehre, Schönheit, Macht in Nichts danieder,
Vor der Gruft gilt erst die Tugend wieder
Und empfängt des Nachruhms Lorberkranz.

Wer im Leben Theil an deinen Schmerzen,
Warmen Theil an deinen Freuden nahm,
Wer an deinem selbstbedrängten Herzen
Ruhe oft und Trost zu suchen kam;
Selbst der Freund, der dich zwar nie vergißt
Flieht den Ort und hascht nach Lebensfreude,
Wenn indeß die kühle Thränenweide
Deine einzige Gefährtin ist.

K. Giese.

4.

## Das Vergißmeinnicht.

Es wiegt sich ein Blümchen im Spiele der
Welle,
Es wiegt sich so traulich an heiliger Stelle,
Wo Liebe der Liebe oft schwur;
Und über ihm lispelt in Trauercypressen:
O, Mädchen! den Schlummernden nie
zu vergessen
Ermahne dieß Blümchen dich nur!

Wo jenseits die schweigende Lethe hin-
wallet,
Der letzte der klagenden Töne verhallet,
Mein Blümchen, da blühest du nicht;
Die Sehnsucht erzeugt dich im Lande der
Thränen,
Du spielst mit entflohenen Bildern, wir
wähnen
Uns glücklich und sind es doch nicht.

Kaum sehn wir die seligsten Manen dem
Strome

Der Vorzeit entschweben, so reihen Phantome
Der Ahndung sich drohend hinan;
Kaum steigen der stillen Erinnerung Schatten
Holdlächelnd vom düsteren Grabe, so gatten
Sich Wolken zum glücklichsten Wahn,

Umwehet, ihr Lüfte, mein Blümchen so leise,
Benetze es, Welle, im spielenden Kreise;
Ich lieb' es vor allen so sehr.
Der Frühling verschwindet, bald ist mir's entrissen,
Im künftigen Monde, o Himmel, ach! küssen
Es Thränen der Wehmuth nicht mehr.

Einst als noch die Sterne der Liebe mir schienen,
Wie zog sich mir schön an den Klosterruinen
Jelängerjelieber hinan!
Doch schwanden die Sterne und kehrten nicht wieder —

Wie glühte die Thräne, die zitternd hernieder
Auf dieses Vergißmeinnicht rann!

Hold winkst du, so winkte voll zärtlicher Bläue
Ein schmachtendes Auge, ein Auge voll Treue
Vom Weiher der Liebe daher;
Ich nahte mich, Trauter, mit glühendem Triebe,
Dich pflanzte die Tugend, dich pflegte die Liebe —
Vergebens — bald warst du nicht mehr.

Du grüntest voll Hoffnung an nährender Quelle,
Doch strömte so reißend vom Bache die Welle
Und raffte die Blüte hinab:
Wie sankst du voll sanfter Ergebung hinüber,
Wie zog dich die tödende Welle, o Lieber,
Hinab ins verschlingende Grab!

Nun sollen nicht Schleier und Trauer-
juwelen
Mir schrecklich mein eignes Verhängniß
erzählen,
Nicht äffen die Seele voll Schmerz;
Nein, sag' es der Welt, o verlöschende
Wange:
Ich lebte — am Faden der Ewigkeit
hange
Mit Geistern verbunden mein Herz!

Nun trösten das Mädchen nicht marmor-
ne Mythen,
Ihm lächelt nun keine Madonna den Frieden
Aus strahlender Glorie zu;
Nun bist du, mein Blümchen, in schat-
tiger Kühle
Mein einziges Denkmal, der bangen Ge-
fühle
Die einzige Trösterin du!

Wenn künftig sich über die schlummernden
Wiesen
Die ruhigen Strahlen des Mondes ergießen
Und sterbend das Blümchen vergeht;

O, Mädchen! so dulde die wonnigen
Schmerzen,
Bis wieder ein Frühling die Trauer vom
Herzen
Hie oder schon jenseits verweht!

K. Giese.

---

5.

## An Lina am Fenster.

Ist es nur ein Bild wie Phantasien
Zaubervolle Charitinnen mahlen —
Eine Himmlische, vor der auf Knien
Frömmler ihre Schuld bezahlen? —

Ist es jene Luftgestalt geheimer
Sehnsucht, welche dämmert und verschwindet,
Jenes Schattenbild, nach dem der Träumer
Seine müden Arme windet? —

Eine Heilige, die Raphaele
Auf dem todten Linnentuch beleben,
Deren Blick Allegri's *) aus der Höhle
Tiefer Nacht zu Gott erheben? —

Nein! — Ich sehe eine weiße Hülle
Aus der schwarzen Fensterhalle blenden,

*) Antonio Allegri; der eigentliche Name Coreggio's.

Vom gehobnen Elfenbusen stille
Wünsche zu dem Himmel senden. —

So nur fällt des Lichtgewandes Schimmer
Aus der Unschuld graubeflorten Zellen —
Lichtet ein versöhnter Geist die Trümmer
Wildverödeter Kapellen. —

Die Ersehnte! — Leben und Belebung —
Wangen aus dem Morgenroth gezogen —
Locken spielend wie die Schattenbebung
Auf des Nackens Schwanenbogen! —

Arme — sanft bewegt im Busenschleier
Wie an dunkler Grotte Schleenranken
Von dem Monderhellten Felsenweiher
Bebend auf und niederwanken! —

Frei ihr Sinn — die Brust voll reiner Wonne
Wie die Aetherluft, die sie umfächelt —
Augen voller Milde — wie die Sonne
Ihre Schöpfungen belächelt! —

Fürstin in der Majestät des Fleißes,
Jeder sanften Tugend Lieblingsblume,
Göttin in des kleinen Wirkungskreises
Schimmerlosem Heiligthume! —

Zögling hoher seliger Erwartung,
Holde Blüte weiser Muttersorgen,
In dem Schatten weislich vor Entartung
Und des Frevels Hand verborgen!

Blumen künstelst du mit zarten Händen,
Ja, so webt sie um dein Herz die Hore!
Wem erglüht es, Mädchen, sie zu spenden,
Unter dem gewogten Flore? —

Konntest du aus hundert Kunstgemählden
Nie ihn finden — fürchten nur und hoffen, —
Hat dir die Natur den Auserwählten,
Einzigen noch nicht getroffen? —

K. Giese.

6.

# Elegie,

geschrieben in einer alten Kapelle.

---

In dem ausgestorbnen Kirchgemäuer
steh ich hier und denke, was einst
war;
Und der Vorzeit hehre Andachtsfeier
stellt sich mir in voller Würde
dar.

Wer klimmt zu den feyerlichen Wän-
den
Die gehöhlten Stufen jetzt hinan,
Wen entflammt zu reichen Himmelspen-
den
Jetzt hier noch der Buße frommer
Wahn?

K

Wo kniet noch im schwarzen Schleiertuche
Zu des Priesters Fuß ein junges Paar,
Wo entsteigt mit köstlichem Geruche
Noch, wie einst, der Weihrauch dem Altar?

---

Auf den grün befeuchteten Altären
Glüht statt Kerzenlicht ein morscher Span,
In des Deckenlaubwerks goldnen Aehren
Baut sich ungestört die Schwalbe an.

Um die längst verwischten Wandgemählde
Flort die Todesspinne ihr Gespinnst,

Und der Beichtstuhl, der die Seele quälte,
Hat nicht mehr der Einfalt Gold-gewinnst.

Aus dem bangen, reuevollen Sünder
Lockt kein Pfaffe ein Geheimniß mehr,
Und nicht mehr verkündigt dort ein blinder
Rednergeist der Sündfluth Wiederkehr.

Trauernd wallen nicht mehr unsre Väter —
Durch das schiefgesunkne Säulen-thor,
Und nicht mehr hebt hier ein ernster Beter
Seine Hand zum Kruzifix empor.

Aus den halbzerrißnen Chorgegittern
Rollt nicht mehr der Sänger trä-
ger Baß,
Und der Orgel tiefe Fugen zittern
Nicht mehr in dem bunten Fen-
sterglas.

Keine Stundenzeit rinnt aus dem lah-
men
Sandgefüllten Kelch der Kanzel-
uhr.
Und der Küster zieht nicht mehr beym
Amen
An des Klöckchens dickbestaubter
Schnur.

Ach, nicht mehr quillt hier aus from-
men Auge
Zarter Mädchen eine Thräne vor,

Und kein Busen hebt vom tiefen Hauche
Hoher Andacht wellend sich empor.

Ahndend fleht kein Weib hier mehr der Stunde
Schmerzensvolle Gegenwart heran,
Wo zum erstenmal mit süßem Munde
Sie den holden Knaben küssen kann.

Auf den bleybegoßnen Leichensteinen
Ist die ausgeweinte Trauer stumm,
Nur ein Iltis wühlt in den Gebeinen
Der schon längst Verwesten noch herum.

Eine Grabschrift, hie und dort ein Namen —
Hier ein Bild — doch von der Zeit gebleicht —
Kränze dort im überglasten Rahmen,
An der grünbemoosten Wand zerweicht!

Alles hier veraltet! Nur die Nessel
Grünt empor mit jedem neuen Jahr,
Ziert die sonst bereihten Polstersessel,
Wo der Sitz ehrbarer Frauen war.

Alles todt in diesen heil'gen Mauern,
Alles schweigend, um mit Ernstlichkeit

Der Vernichtung Schritte zu belauern,
Und den großen Wechseltanz der Zeit!

K. Giese.

---

7.

## Liebe.

Saget nicht, daß Liebe weilet,
Lieb' ist nnr ein leiser Hauch,
Der von Herz zu Herzen eilet,
Nach der Erdenlüfte Brauch;
Wird es anders um uns werden,
Als es ewig wird auf Erden,
Dann mag Liebe stet und rein
Wie ein heilig Lämpchen seyn.

Ungehört und ungesehen
Schleicht sie wohl an uns heran,
Bleibt ein Weilchen bey uns stehen,
Schaut uns warm und traulich an;
Aber still, wie Geister weichen,
Pflegt sie wieder wegzuschleichen;
Nur ihr süßer Blick bleibt da,
Der ins trunkne Auge sah.

Sehnen sollst du dich zu lieben,
Weinen, wenn dir's nicht gelingt,
Fassen dich, wenn weggetrieben
Die verwandte Seele winkt.

Niemand hat die Liebe eigen,
Wie der Vogel in den Zweigen
Schlüpft durch aller Menschen Sinn
Weltumfassend Liebe hin.

Wie das Glas durch frohe Runden
Geht sie kreisend durch die Welt,
Allen soll sie traulich munden,
Keiner seyn, der sie erhält.
Von den Göttern schnell getrunken
Habe jeder, doch versunken
Flugs sey Glas und goldner Wein,
Die Erinnerung nur sein.

Wärme hält die Welt zusammen,
Streben diese Menschenwelt;
Ewig wird von regen Flammen
Mensch und Menschenthun erhellt;
Aber was der Welt gehöret
Hat die Menschen oft bethöret:
Menschenherz bleibt kalt und arm,
Nur das Weltenherz ist warm.

Sehn' und leide, lieb' und küsse,
Aengste dich, sey froh und frey!

Durch Entbehrung und Genüsse
Zieht des Lebens Maskerey.
Fühlst du Liebe um dich wehen,
Magst du dich an ihr ergehen,
Doch wenn sie sich an dich schmiegt,
Denke, Lieb' und Lust verfliegt.

Gutjahr.

8.

## Ahndung.

Ich ahnde, daß des Lebens Traum,
Wie goldner Abendröthe Saum,
Sich einst in graue Nebel tauchet,
Der Freude Sang verhallt,
Des Herzens Blut verwallt,
Der stolze Geist verrauchet.

Ich ahnde, daß der Flitterkranz,
Den für der Wünsche Kindertanz
Des Glaubens Hand uns emsig pflücket,
Dem Hauch des Genius
Bald sich entblättern muß,
Der jede Hoffnung knicket.

Ich ahnde, daß den Sternen gleich,
Die auf dem übersonnten Teich

In zauberischem Spiele blinken,
Rasch auf des Lebens Flut
Der Menschenkräfte Glut
Erscheint, um zu versinken.

Ich ahnde, daß die trübe Nacht,
Die oft mit Eumenidenmacht
Sich um die frohe Seele gießet,
Von einer Zukunft spricht,
Wo das Gefäß zerbricht,
In dem itzt Leben fließet.

Ich ahnde, wenn der Traube Geist
Der Seele Saiten mächtig reißt,
Die Aetherflamm' ihm höher lodert,
Daß, was hier Seel' und Geist,
Dort Frucht und Traube heißt,
In *einer* Erd' einst modert.

Ich ahnde, wenn bey Freundesgruß,
Wenn bey der Mädchenlippe Kuß,

Ein heimlich Beben mich durchschau-
ert,
Daß, wenn die Hütt' einst bebt,
In der itzt Freude lebt,
Vernichtung auf mich lauert.'

Ich ahnde, daß die Harmonie,
Die mich umzittert, seit ich sie,
Die mit mir schwärmen kann, ge-
funden,
In Grabton übergeht,
Und Winterluft verweht
Der Liebe Sonnenstunden.

Ich ahnde, wenn im Rosenhain
Der Herbstessonne bleicher Schein
Kaum sich durch krankes Laub ge-
trauet,
Daß nach dem Kerzenschein
Dort im Zypressenhain
Kein Lebensmorgen grauet.

So ahnd' ich hin und ahnde her,
Und ein geflügelt Ohngefähr
Trägt bald auf glatte Meeresfläche,
Bald wo der Sturmwind braust,
Und die Verzweiflung haust,
Des matten Geistes Schwäche.

Gutjahr.

Anmerk. Ich schreibe, auch in diesem Sinne, ahnden und nicht ahnen, weil Anda im Keltischen Geist hieß. Die Ableitung liegt am Tage. Uebrigens darf man sich nur an die Meynung fast aller alten Völker erinnern, Rache und Strafe höhern Mächten zuzuschreiben, um beyden Bedeutungen des Wortes ahnden diesen Ursprung zuzutheilen.

G.

9.

# Glaube.

## Als Abschied an einige Freunde.

---

Friede dir, o Prophetin meines Glaubens,
Angedenken! Du trägst Getrennter Athem
Treu von Lippe zu Lipp' und streust auf Gräber
Blüten der Liebe.

Eine heil'ge Versammlung ladet einstens
Auf der Einigung großen Tag der Meister
Unsers Seyns: die Versammlung der Getrennten!
Freunde, wir hoffen!

Lebenslüfte durchfließen dann die Hallen,
Wo die Traurigkeit weint, und lächelnd rauben
Seelen lieber Verlorner ihr die schwarze
Urne der Thränen.

Diesen Kuß in voraus, ihr guten
Geister!
Rücke näher zu mir, du traute Urne!
Säen will ich in dich der Thränen Saaten;
Einst wehet Frühling!

Gutjahr.

10.

## Musivische Arbeit.

Saget, ist er ein Dichter, der ewig nur dichtet und trachtet,
Wie er den mageren Sinn kleid' in das üppige Wort;
Der bey verschlossener Thür, die Hände sich reibend, umhergeht,
Neun Gedanken verwirft, künstlich den zehnten verzerrt;
Sich um ein fehlendes Wörtchen bey allen Freunden befraget,
Und zuletzt das Gedicht wegen des Wörtchens verwirft? —
Nein, er ist ewig kein Dichter, ob hundert seiner Gedichte
Strotzen von Farb' und von Bild, sind sie doch nur Mosaik.
Leset das Machwerk — ihr steht im schön meublireten Zimmer —
Drauf ein Gedicht — und ihr kniet in der erhabnen Natur. —

Ein gediegener Strom ergießt sich die heilige Quelle,
Allen Schweiß an der Stirn hasset die Herrscherin Kunst!

Gutjahr.

---

11.

# Der Dichter
## für Mund und Herz.

Wie das Wasser in dem Bache
Rinnet ja die gute Sache
In des Verses schönem Gang
Eure ganze Seel' entlang
Immer rein und immer lauter.
Und belehrter und erbauter
Durch den zarten Honigseim,
Kehrt ihr von dem Buch anheim.
Und wie lieblich! Alles gehet
So glatt ein, und ihr verstehet
Alles gleich, und immer ist
Euch, als ob ihr es schon wißt.
Ach, und diese alten Freunde!
Diese trauliche Gemeinde,
Die er munter hier und matt
So gar schön vereinigt hat!
Gleich, ihr habet kaum begonnen,
„Jugend, Tugend, Wonnen, Sonnen,
Brust und Lust und Kranz und Glanz
Mild' und Bild und Hans und Gans.

Wie nach Sonnenschein der Regen,
Folgt nach Wegen hier der Segen,
Auf das Herz folgt richtig Schmerz,
Auf den Schmerz das Himmelwärts.
Und nicht etwa alt methodisch
Drinn das Gute! Nein, sehr modisch
Von Gefühl und reinem Sinn,
Und der Selbstkenntniß Gewinn,
Von der schminkefreyen Wahrheit,
Von der Unschuld Rosenau'n,
Und des Lasters Dornenhau'n.
Alles ist schön und gemüthlich,
Und man thut sich drinn so gütlich;
O so leicht und elegant
Wird das Gut' uns da verwandt!
Ach und endlich! Das behaget!
Euer kleiner Fritze saget
Wort für Wort euch wieder vor,
Denn es war für Kinderohr.

Gutjahr.

V.

# Immer Margot!

Einige Scenen.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß Margot, deren frühere Schicksale jedes fühlende Herz aus dem zweyten Theile von Thümmels Reisen kennt, diese späteren Scenen ihres Lebens keinesweges auf das Theater gebracht zu sehen wünscht. Sie fühlt zu gut, wie sehr die einfachen und stillen Empfindungen Margots hinter den Ansprüchen zurückbleiben, die die Bühne an Interesse und Handlung zu machen berechtigt ist. Ihr höchster Wunsch ist von einigen Freunden des häuslichen Glücks gekannt zu werden, und unbekümmert um das Heiligthum Thaliens, opfert sie im Tempel der Vesta.

## Personen:

Margot.

Johann Laßberg, ihr Mann.

Baron Dankwarth.

Bastian, Margots Bruder.

Marie.

Lucie, Margots Schwägerin.

Scene in Caverac.

## Erster Auftritt.

(Ein Zimmer mit einer Mittel= und zwey Seitenthüren.)

### Baron. Lucie.

L. Nur hier herein, gnädiger Herr! Seyn Sie uns tausend, tausendmal willkommen.

B. Willkommen in Caverac. Das ist also Margots Wohnung?

L. Durch Ihre Güte, gnädiger Herr. Ach was haben wir die vier Jahre an Sie gedacht, von Ihnen geredet.

B. Und ich von euch. Margot ist doch glücklich?

L. Ganz glücklich. Das schönste Haus in Caverac, reiche Felder, Vieh und Weinberge, und zwey schöne Kinder.

B. Und ihr Mann?

L. Ja die deutschen Männer, das sind Männer!

B. Nicht wahr, Lucie?

L. So treu und unverdrossen. Die meisten Einfälle in der Wirthschaft hat freylich Margot, aber er führt sie aus, als wenn er sie gehabt hätte.

B. Dafür kenne ich ihn. Und Margot liebt ihn?

L. Sie lebt ganz in ihm, auch heißen sie im ganzen Dorfe nur die Brautleutchen von Caverac.

B. Welche Erinnerungen erwachten in mir! Ich fuhr bey der Chaussee vorbey, wo ich mit Margot saß, ich sah den Fichtenberg, jeder Feigenbaum erinnerte mich an meine Wunde — ach ich fürchte, daß sie noch nicht ganz geheilt ist!

L. O Sie sollen hier Kräuter die Menge finden!

B. Ja, wenn Margot sie heilen wollte. Ich gestehe Dir, ich kann der Empfindung für dieß zauberische Mädchen nicht entfliehen. Diese ganzen vier Jahre wa-

ren meine besten Empfindungen, meine besten Träume in Caverac. Ich hielt sie wie an jenem glücklichen Abend in meinen Armen, ich flocht ihr Kränze aus euren Lorberzweigen, ich sah sie so friedlich neben mir schlummern, es duldete mich nicht länger in meiner Heymath. Endlich riß ich mich los und bin bey ihr.

L. Sie sollten auf immer bey uns bleiben, gnädiger Herr. Hier haben Sie Ihre Gesundheit wiedergefunden und Sie sollten hier nie wieder krank werden.

B. Nein, mein Urlaub ist nur von zwey Monaten, meine Freuden können nur kurz seyn. Ich habe Dich nicht vergessen, Lucie. Bastian wird Dir meine Geschenke einhändigen.

L. O gnädiger Herr —

B. Dafür bist Du freundlich gegen meine Wünsche. — Ich will mich Dir näher vertrauen. Man stört uns. Erwarte mich im Garten.

## Zweyter Auftritt.

### Margot. Johann. Vorige.

(Lucie entfernt sich bald stillschweigend.)

M. (hereineilend) Da ist er!

B. Margot!

M. Freund und Wohlthäter, da ist er!

B. Margot! (in ihren Armen.)

J. Dankbares Wiedersehn nach vier langen Jahren.

B. Und fröhliche Erinnerung. Du bist ganz französisch geworden, Johann.

J. Man muß schon die Sitte mitmachen. Aber das Herz ist deutsch.

B. Und Margot immer schöner — etwas weniger schalkhaft —

M. Ich bin auch Mutter.

B. Aber immer voll Güte und Fröhlichkeit.

M. Aber Sie sind doch auch nicht mehr hypochondrisch, gar nicht mehr?

B. Ach ich bin es nur zu sehr wieder gewesen!

M. Hier ist Ihnen wohl. Sie finden alles, wie Sie's verließen. Der Oelbaum mit Ihrem Mops, grünt und blüht. Auf dem Fichtenberge wirds immer bunter und auf dem Fleck, wo wir schieden, habe ich einen Altar errichtet.

B. Aber dem Strauchdieb Amor bist Du noch nicht begegnet?

J. Sie hat ihn seitdem kennen lernen, gnädiger Herr.

M. O, und Johann hat Beulen bekommen, Beulen!

J. Dürfen wir Ihnen unsre Kinder zeigen?

B. Jezt nicht, ich bin so bewegt — Glücklicher Johann!

M. (ihm an dem Hals fallend.) O seyn Sie's auch: was ist Leben ohne Liebe und Liebe ohne Ehe: Sie müssen heyrathen, gnädiger Herr.

B. Gute Margot!

M. Hier zu Lande wimmelt's von Mädchen und von guten und fröhlichen Mädchen. Wir haben funfzehn Schlösser in der Runde, und in allen was junges und hübsches.

B. Ich darf nicht. Mein Schwur als deutscher Ritter verbietet mir jezt auf immer eine Heyrath.

M. Dürfen denn die deutschen Ritter nicht heyrathen?

J. Du verstehst das nicht, Margot, daß sind Herren mit großen schwarzen Kreuzen —

M. Und schweren Herzen darunter. Brechen Sie den Schwur, gnädiger Herr.

B. (lachend) Margot!

M. Den lieben Gott kann kein Schwur freuen, der gegen die Natur ist: Sie haben mir meine schönsten Hoffnungen verdorben.

B. Wie das, Margot?

M. Hier auf Ihren Wanderungen, dacht' ich, sollten Sie ein Mädchen finden, sie sollte Ihnen gefallen. Er heyrathet ein französisches Mädchen, dacht' ich, er bleibt bey uns.

B. Damit ist's aus.

M. Leben Sie wohl, gnädiger Herr.

B. Wo willst Du hin, Margot, und in Thränen!

M. O nein —

B. Schäme Dich nicht Margot, es sind schöne Thränen, Thränen der Freundschaft. Wo könnt' ich auch ein Herz finden, wie das Deinige.

M. O tausend, tausend so gute.

B. Laß uns davon abbrechen. Johann soll mir meine Wohnung anweisen. Ich brauche wenig wie ihr wißt, ein kleines Stübchen, ein fröhliches Mahl an eurem Tische und dann einen Spatziergang mit Margot. Du schlägst mir ihn doch nicht ab?

M. Gnädiger Herr —

B. Jezt will ich Dir Bastian herschikken, der Bursche ist groß und galant gaworden.

M. Wenn er nur gut geblieben ist.

B. Komm, Johann!

---

## Dritter Auftritt.

Margot allein.

Er darf nicht heyrathen und versteht sich so sehr auf Liebe! Hat er denn blos andre glücklich machen sollen und es selbst nicht seyn dürfen? Hat er denn alles haben sollen und nur Liebe nicht?

---

## Vierter Auftritt.

Margot. Bastian.

M. (Bastian entgegen) Willkommen, willkommen, lieber Bruder!

Bast. Herzlich willkommen, liebe Schwester.

M. Deine Eltern grüßen Dich tausendmal. Aber, mein Gott! wie hast Du Dich verändert, Du starrst ja von Gold und Silber.

Bast. O das ist gar nichts. Zu Hause ist das noch ganz anders. Nun wie lebst Du denn in Deinem kleinen Caverac?

M. Wohl und glücklich.

Bast. Nicht wahr, wenn nur Deine Oelbäume tragen und Deine Feigen reif werden?

M. Die Bäume, die Du pflanztest, blühen noch alle. Nur Deine Rosen sind eingegangen.

Bast. Immerhin. Und bey dem allen hast Du nie Langeweile gehabt?

M. Wie? Bist Du so fremd geworden, Bastian, weißt Du nicht, wie in Caverac einer Frau und Mutter die Zeit vergeht?

Bast. Es ist doch so etwas einförmiges darin. Da solltest Du zu uns kommen, da weiß man zu leben!

M. Aber wie kömmst Du mir vor, Du sehntest Dich doch in Deinen Briefen immer so zurück in Deine Heymath.

Bast. O ja auf ein paar Tage wohl, aber für lang ist es für einen, der große

Städte gewohnt ist, doch ein langweiliges Leben.

M. Langweilig? O dann ist's besser, nie große Städte zu sehen. Aber Dein Herr meynt das doch anders.

Bast. Mein Herr? (lächelnd) Ja, ja, der meynt es anders.

M. Ihm geht Caverac über alles.

Bast. Ueber alles.

M. Und Du fühlst nichts mehr für Dein Vaterland?

Bast. O meinem Herrn ist es auch nicht um Caverac, sondern um die Menschen in Caverac zu thun.

M. Und Dir nicht auch, Bruder?

Bast. Du verstehst mich nicht. Doch vielleicht wirst Du dies besser verstehn, (bringt einen kleinen Coffre) das hat mein Herr mir aufgetragen, Dir einzuhändigen.

M. (öffnet es) O schön! ein Kleid ganz nach hiesiger Tracht, ein neuer Hut, Flor und Band: er ist so gut! Aber Bruder, wärst Du nur auch ganz der alte.

Bast. Ich bin es und was mir noch fehlt, kannst Du mir geben. Mein Herr liebt Dich.

M. Ich weis es, mich und meinen Mann recht herzlich.

Bast. Er liebt Dich, sage ich.

M. O meinen Mann gewiß, gewiß auch.

Bast. Mein Gott! wie weit seyd ihr hier noch zurück. Wie er Dich liebt, kann er Deinen Mann nicht lieben.

M. Er könnte ihn noch mehr lieben, denn er hat ihm zehn Jahre redlich gedient.

Bast. Das gehört nicht hieher. Die Frage ist nur, ob Du ihn wieder lieben kannst?

M. Das weis Gott, von ganzer Seele!

Bast. Nun so hätten wir den Zweck unsrer Reise erreicht.

M. Wie meynst du das?

Bast. Je nu! ich meyne, daß man für grosse Wohlthaten auch große Dankbarkeit fordert, und daß ein ganzes glückliches Leben schon der Mühe lohnt, auf

ein paar Monate seinen Mann zu vergessen.

M. (schmerzlich) Nein, das hat Dein Herr nicht gemeynt.

Bast. Begreifst Du denn nicht, daß schon damals Liebe im Spiel war, und daß man der nicht sogleich entsagt?

M. Er hat ihr entsagt?

Bast. Gekämpft hat er. Und hätt' ers auch, so muß Dein Anblick die Wunde nur von neuem aufreißen. Er liebt Dich stärker als jemals.

M. O meine Freuden!

Bast. Du nimmst das zu hoch, liebe Margot. Laß Deinen Mann mit ihm rechnen und er wird ihm noch immer viel schuldig bleiben.

M. So habe ich alles, ich habe einen Freund und einen Bruder verloren.

Bast. Bey uns geht das geschwinder. Wenn einer so eine kleine Intrigue hat — Der Mann hat seinen Vortheil dabey und drückt die Augen zu.

M. Das ist deutsche Redlichkeit!

Bast. Uebrigens Margot versteh mich nicht falsch. Du hast Deine Geschenke, aber auch Deinen Willen. Ob Du treu seyn willst, das ist Deine Sache. Ich besehe mir die Mädchen von Caverac.

---

## Fünfter Auftritt.

Margot allein.

Das ist Bastian nicht, das ist der Bruder nicht, der, als er schied, an meinem Halse hieng, und sich unter tausend Thränen losriß! So hätte sich denn alles um mich her geändert? Muth, Muth, Margot! Laß alles sich ändern, nur Dein Herz nicht!

---

## Sechster Auftritt.

### Lucie. Vorige.

L. Nun, Margot, der Altar auf dem Fichtenberge ist aufgeputzt.

M. Das ist schön!

L. Mit allen Rosen und Lilien aus unserm Garten verziert. Diesen Abend führen wir ihn hin unter der Musik des Dorfs. Die Aufschrift ist von unserm Pfarrer.

M. Und sie heißt?

L. Dem redlichsten Wohlthäter die Dankbarkeit.

M. Dem redlichsten Wohlthäter?

L. Aber es gefällt Dir nicht. Wo ist Deine Laune?

M. Doch, doch, dem redlichsten Wohlthäter!

L. Als er mir seine Geschenke gab, sagte er: dafür sey nur freundlich mit mir und mache, daß es auch Margot sey. O, dachte ich, unsre Margot kann nicht anders seyn.

M. Die Unschuld sollt' es ja immer.

L. Aber wir wollen ihm auch Freude machen, Freude; jeden Tag eine Ueberraschung und am Tische und in unsern Lauben und auf dem Spatziergang und auf dem Berge Margot immer neben ihm.

M. Nun und Margots Mann?

L. Margots Mann schlendert mit Lucie und der fröhlichen Sippschaft hinterdrein.

M. Ohne Eifersucht?

L. Ich bitte Dich, nenne mir das Wort nicht, es macht mich traurig. Gegen so einen Herrn! Er wird doch auf seinen Wohlthäter nicht eifersüchtig seyn.

M. Ich kenne ihn.

L. Auf den Baron? Der, der Margot als Mädchen ehrte, ehrt sie noch weit mehr als Hausfrau.

M. Ach damals! seitdem hat er die Scenen in Avignon gesehen, sie haben ihn verstimmt, er hat den Glauben an Tugend verloren!

L. Welche Laune wandelt Dich an, Margot? Nein, Liebe! schaffe Dir keine Gefahren ohne Ursache! Froher Muth

heißt hier unsre Losung, und um den soll uns kein Mann und kein Liebhaber betrügen.

M. Ich habe ihn gehabt. So wisse es denn: Im Augenblick des Wiedersehns — o man soll ja der höchsten Freude nicht trauen — im Augenblick des Wiedersehns hat mir Bastian in seinem Namen einen Liebesantrag gemacht.

L. Bastian? Mißverstand, unzeitige Gutmüthigkeit, Du kennst ja Deinen Bruder.

M. Sonst wohl, aber ich kenne ihn nicht mehr. Er ist ganz verändert.

L. Was weis er von dem Herzen seines Herrn! Ein Bischen Rückerinnerung, weiter nichts. Hat der Baron Dir keine Geschenke gemacht?

M. Eine Menge.

L. (sie besehend) Ein schöner Anzug, neu und modisch! Ach und das Band! Was ist das?

M. Was?

L. Ein Ring mit der Aufschrift: Der stillen Hofnung.

M. So ist es klar!

L. Dein Liebhaber ist furchtsam.

M. Was ist denn auch an der Tugend eines Landmädchens gelegen? was liegt an ihrer Dankbarkeit? Man muß sich besser belohnen.

L. Margot, was ist Dir?

M. Als er so vor mir stand und Johanns Hand in die meinige legte, ich hielt ihn für so glücklich, ich glaubte, in diesem Gefühle hätte ich ihm alles gegeben.

L. Margot, Du weißt, ich bin Deine Freundin, Du hältst etwas auf meinen Rath, daher bitte ich Dich, sey ruhig —

M. Ruhig?

L. Vor allem laß Deinen Mann nichts merken. Es muß alles beym alten bleiben. Du gehst mit dem Baron auf den Fichtenberg, ins Myrthenwäldchen. Du hast nichts zu befürchten, wenn Du standhaft bist.

M. Auch keine Kränkungen?

L. Laß mich nur machen; wir ganz allein schlagen den Feind! Eine Weiberallianz ist stark, wenn sie aufs Gute geht!

---

## Siebenter Auftritt.

Margot allein.

Und wer steht mir für alle List der Verführung, für den Verdacht meines Mannes, für die Zudringlichkeiten Bastians, für das Gerede des Dorfs? Wer weiß es, wie sie in zwey langen Monaten meinen häuslichen Frieden untergraben? Ich danke dir Gott, daß du meinen leichten Sinn nicht über meine Pflicht siegen läß'st! Ich fühle, daß ich handeln muß, laß mich gut handeln und weise!

---

## Achter Auftritt.

Baron. Margot. Bastian.

Bast. (unter der Thüre) Sie ist allein, gnädiger Herr! (ab)

B. Ich störe Dich, Margot?

M. O nein!

B. Wirst Du mir wohl verzeihen, Margot? Kaum bin ich hier und schon lege ichs auf eine kleine Kränkung an.

M. Wie so?

B. Ich habe Geschäfte in Montpellier, die schnell vollzogen seyn müssen. Dein Mann kennt einmal meine Art, und Bastian ist noch zu flüchtig; ich habe ihn gebeten, sie zu übernehmen. Er wird aber in acht Tagen zurück seyn.

M. In acht Tagen?

B. Vielleicht noch früher. Die Haushaltung wollen wir indeß schon ohne ihn führen.

M. So bitte ich, meinen Mann begleiten zu dürfen.

B. Wie, ich bin kaum angekommen und Du wolltest mich verlassen? Mich hast Du nur ein Paar Wochen, Deinen Mann fürs ganze Leben.

M. Lucie wird meine Stelle vertreten.

B. Nein, meine Margot kennt die Gesetze der Gastfreundschaft und verläßt mich nicht. Das ist abgethan. Du hast doch meine Geschenke erhalten?

M. Mit Dank und Beschämung: Was nicht für mich paßt, bitte ich Ihnen bey Ihrer Abreise zurückgeben zu dürfen.

B. Nicht paßt? Was könnte für die reizende Margot nicht passen?

M. Die neue Pflanzung rund um den See müssen Sie doch sehen, gnädiger Herr —

B. Sie ist groß und schön geworden unter Margots Händen. O Margot, weiß ichs nicht genug, wie Du die Gegend bezauberst?

M. Jezt ist's aus, das Hauswesen fordert mich jezt ganz.

B. So ganz?

M. Die Pflichten einer Mutter sind so groß und so schön. Jeden Abend, wenn mein Mann vom Felde nach Hause kommt, habe ich den kleinen Bastian ein Paar neue Worte gelehrt und er stammelt sie ihm entgegen in unverstandnen Liebestönen.

B. Das ist schön!

M. Dann setzen wir uns in die Laube, ich singe Ihnen ein Liedchen und Vater

und Kind entschlummern dann oft am Herzen der Mutter.

B. Margot hat so viel Sinn für Liebe und so wenig für Freundschaft?

M. Dankbarkeit und Liebe sind ja verwandte Empfindungen.

B. Für die zärtlichste Freundschaft. Ich bin bis auf so weniges ganz hingegeben. Ich bin ohne Verwandte und Freunde, hier hoffte ich meine Welt zu finden, hier bey einer gefühlvollen Seele —

M. Sie haben meine Kinder noch nicht gesehen, o ich muß Ihnen meine Kinder holen.

B. Du weichst mir nicht aus. Ja, Margot, der Kuß, den Du mir vor vier Jahren im Angesicht Deines Bräutigams aufdrangst, er weihte mich auf ewig zu Deinem Liebhaber.

M. Er kam aus d a n k b a r e m Herzen.

B. Die Stätte, wo Du mir meine Wunde verbandst, umschwebte mich in den glücklichsten Träumen. Die Zeit müsse wiederkommen, schwor ich mir, und

so führen mich Sehnsucht und Liebe zu Deinen Füßen.

M. Meine Geschäfte, gnädiger Herr—

B. Ganz ohne Empfindung warst Du nicht für mich, in Deinem Händedruck, in Deinen Küssen war Liebe. Nur Furchtsamkeit war es, unser vermeintlicher Abstand hielt Dich zurück.

M. So mißverstanden zu werden! Und die Empfindungen waren so rein!

B. Ich will nachholen was ich mißverstand. Du bist mir Ersatz für vier vertrauerte Jahre schuldig.

M. Sie sind der Freundschaft ewig theuer.

B. Laß diese Freundschaft in Liebe übergehen und ich bin glücklich. Wer wird so ängstlich über Empfindungen streiten! Ueberlaß Dich ihrem Glück, ohne nach ihrem Namen zu fragen.

M. Ich werde Ihnen antworten, wenn Sie meine Kinder gesehen haben. Heute, wenn Sie uns nach gethaner Arbeit beym fröhlichen Mahle in der Jasminlaube zu-

sammenfinden, da will ich Ihnen antwor=
ten. (will ab)

B. Ich habe Dich bestürmt, verzeihe
mir: zu etwas anderm. Du weißt, wie
oft wir von dem herrschaftlichen Schlosse
dort oben sprachen, wie oft Du in Gedan=
ken Dirs wünschtest, was Du da für schö=
ne Anlagen träumtest. Ich habe es ge=
kauft, Margot, ich habe es Dir ge=
kauft.

M. (von Freude überrascht) Ach mein
Gott! das Schloß, mir?

B. Dir mit allen seinen Wiesen und
Gärten, Dir!

M. O bester, gnädiger Herr! (ihm um
den Hals fallen wollend und auf einmal sich
besinnend) — mir?

B. Ueberlaß Dich Deiner Freude, die
Freude steht Dir so schön.

M. Sie haben mich überrascht, doch
nein, nein! wir können es nicht an=
nehmen!

B. Wie, Margot?

M. Ich — mein Mann — ich — wir haben geschworen unser Häuschen niemals zu verlassen.

B. Welche Weigerung!

M. O unser Häuschen hat Platz, mehr Platz, als wir brauchen, unsre neuen Pflanzungen brauchen Pflege: mein Mann könnte sich nicht davon trennen.

B. Ach es ist nicht das: Du verschmähst meine Geschenke.

M. Auch ist das Schloß sehr verfallen, die Felder liegen wüste, so etwas fordert Auslagen. Nein, nein! es geht nicht, es geht gar nicht. Sie sehen das selbst.

B. Deine Unruhe sehe ich und daß ich Dir nichts recht machen kann. (vor sich) [Wie liebenswürdig auch in der Unruhe!] Wir sprechen davon noch, wenn Du beßrer Laune geworden bist. Jezt einen einzigen Kuß zum Zeichen des Friedens!

M. Auf den Abend, gnädiger Herr.

B. Nicht einen einzigen?

M. Auf den Abend, wenn Sie uns in der Laube zusammenfinden, dann bin

ich Mutter — dann will ich Sie an Ihren Kuß erinnern! (ab)

B. (ihr nach bis an die Thüre) Margot! (von der andern Seite ab.)

---

## Neunter Auftritt.

### Margot. Johann.

M. Dich eben suchte ich.

J. Ich habe noch viel zu thun, morgen verreise ich.

M. Ich weis es, wir reisen zusammen.

J. Zusammen?

M. Nicht morgen, noch heute reisen wir.

J. Noch heute? Aber was tausend —

M. Wir nehmen unsre Kinder mit uns.

J. Aber was bist Du auf einmal so furchtsam geworden. Das bist Du doch sonst nicht.

M. Lucie besorgt indeß das Hauswesen.

J. Aber sage mir nur — und Du könntest unsern Gast allein lassen?

M. Lucie bleibt ja bey ihm.

J. Unsern guten, lieben Herrn, der sich so auf Deinen Umgang gefreut hat?

M. Guter Johann! Du stehst so in Deiner ganzen Redlichkeit vor mir. Nein, ich habe kein Geheimniß vor diesem Herzen! Dieser Gast, dieser gute, liebe Herr — es ist der Verführer Deines Weibes!

J. Nimmermehr!

M. Diese Freude des Wiedersehens, diese Sehnsucht, o sie war sehr gut berechnet: sie galt nicht Caverac, sie galt nicht dem fröhlichen, häuslichen Völkchen, sie galt der Tugend Deiner Margot.

J. Du bist lebhaft, wie immer. Beweise, liebe Margot, Beweise!

M. Dieser Ring — seine Erklärungen, er bot mir unser Schloß als Preis an, Bastian gestand mir alles.

J. Und willigte so gern in unsre Heyrath!

M. Damals war er gut, seine nachherigen Schicksale haben ihn verdorben, und nach dem Ausbund unsers Geschlechts entwarf er sein Gemälde vom Charakter der Weiber.

J. Das könnte mein alter Dankwarth!

M. Hier ist nicht zu klagen, Johann, hier ist zu handeln: unsre Flucht soll ihn beschämen, vielleicht ihn bessern, sie giebt uns Frieden, ihm Erkenntniß und Reue. Der Gott der Tugend schwebt segnend über uns! Wir gehn zu meinem Vater, von da aus vollziehst Du Deinen Auftrag, und ich bleibe, bis ich von seiner Abreise höre.

J. Ich schlage ein, Margot!

M. Wir nehmen nichts mit, als unsre Kinder. Niemand muß von unsrer Abreise wissen. Bastian ist im Verstädniß und Lucie leichtsinnig. Lucien hinterlassen wir schriftlich die Bitte um Besorgung der Wirthschaft.

J. Ich mache sogleich Anstalten.

M. Jezt, jezt, Lieber, ich kann hier nicht bleiben. Was brauchen wir Anstal-

ten? Wir gehen zu einem Vater und hinterlassen eine Schwester.

J. So diktire mir.

M. „Wir reisen auf kurze Zeit von hier weg. Unsern Wohlthäter und unser Hauswesen empfehlen wir Luciens bester Sorgfalt. Unser Theuerstes nehmen wir mit uns.“

J. Nur bald muß er abziehn, unsre Wirthschaft kann Dich so wenig entbehren.

M. Das wird er gewiß, und wir scheiden ja für Pflicht und Ehre.

J. Abschied möchte ich doch noch gerne von ihm nehmen.

M. Gute Seele! von dem Störer Deines Friedens?

J. Frieden ihm, wenn er uns Frieden giebt! (beyde ab)

---

## Zehnter Auftritt.

### Lucie hernach der Baron.

L. (von der Seite hereineilend nach der Thüre des Barons) Gnädiger Herr! (der Baron tritt ein) Wir haben gewonnen!

B. (liest den Zettel) Wir haben gewonnen, und mich erwartet eine schöne Stunde!

(Beyde von verschiednen Seiten ab.)

---

## Eilfter Auftritt.

### Bastian. Margot. Johann. Lucie.

Bast. Nur auf einen Augenblick, ich kann euch nicht lassen.

M. Wir haben Eile.

Bast. Ihr wollt fliehen, aber ich habe Ordre euch nicht aus den Augen zu lassen.

M. Bruder!

Bast. Herrenwort geht über alles. Ich verlasse euch nicht, bis mein Herr es erlaubt: Dann könnt' ihr gehn, wohin's euch beliebt.

M. Ist das eines Bruders Stimme?

Bast. Ist das Liebe, ist das Dankbarkeit? Kaum sind wir in's Haus, so dreht ihr uns den Rücken.

M. Denk' an unsre Heymath, Bruder! wie Du mit uns nach Caverac zogst, als Dir der Vater zum Letztenmale in die Arme fiel und Du riefst: „So laß mich sterben!"

Bast. Wer hat euch einander, wer hat euch dieß Haus und diese Felder gegeben, als mein Herr? Euer kindisches Betragen muß euch überall in der großen Welt lächerlich machen.

M. Es giebt einen Richterstuhl, der es billigt!

Bast. Fliehen? und warum? um ein paar unbedeutender Galanterien willen, bey denen Leute von Stande sich gar nicht die Zeit nehmen, etwas zu denken.

J. Doch, doch, der Baron hat sich nur zu viel dabey gedacht.

Bast. Leute von Geschäften können nicht so ängstliche Rücksichten haben, wie ihr, sie suchen Erholung, wo und wie sie sie finden.

M. Bruder, wir gehn zu unserm Vater: was sollen wir sagen, wenn er nach seinem Bastian fragt?

Bast. Daß mirs wohlgeht, daß ich mich sehr gut stehe.

M. Kein Wort der Liebe weiter?

Bast. Und daß ich ihn besuchen würde, wenn es meine Zeit erlaubt, daß ich recht oft an ihn denke: zurückkommen aber würde ich niemals, mein Glück in Berlin sey so gut als gemacht.

J. Wie denn so?

Bast. Seht, das wißt ihr nicht so: mein Herr gilt viel, da wird man denn von diesem und jenem gefragt und gebraucht, ein kleines Capitälchen habe ich mir schon gesammelt; am Ende heyrathe ich ein Kammermädchen aus einem großen Hause, mein Glück kann mir nicht fehlen.

J. Ist das Deine Glückseligkeit?

Bast. Wenn ich ihm worin dienen könne, solle es mit Vergnügen geschehen: auch ihr, in der That, man hat denn doch diese und jene Verbindungen, wenn ihr ein Anliegen habt, redet und schreibt nur ungescheut.

M. Das ist große Welt, wollen wir sagen, und ein verlorner Sohn!

L. (zur Thüre herein zu Bastian) Sie kommen!

M. (ängstlich) Was ist das?

Bast. (im Ausdruck der höchsten Freude seinen Hut emporwerfend) Gott sey Dank! Ihr habt euern Bastian wieder, meine Rolle ist aus!

---

## Zwölfter Auftritt.

### Baron. Marie. Die Vorigen.

B. Hieher, Marie!

M.<br>J. (zugleich) Was ist das?

Bast. (in die Hände klatschend) Freude, Freude, nun wird's schön!

B. Ich versprach Ihnen das treueste, das glücklichste Paar der Provinz zu zeigen, hier sehen Sie's in diesen beyden glücklichen Menschen!

Mar. (Margot umarmend) Willkommen, Margot!

M. Was ist das? wer ist das, gnädiger Herr?

B. Eine Französin!

M. (freudig) Eine Französin?

B. Und Deine Landsmännin aus Languedoc.

M. Aus Languedoc?

Mar. Wirst Du mir meine Neugierde verzeihen? Unser Freund ward auf seiner Herreise in unserm Hause bekannt. Er sagte mir immer so viel Schönes und Gutes von Dir, er sprach von Dir so ganz im Ton' eines begeisterten Herzens, daß ich mich entschloß, seine Margot kennen zu lernen und ihm hieher folgte.

B. Das, liebe Marie, das ist die Margot, die mir, als ich krank und von

allen losgerissen war, Gesundheit und Lebenskraft durch Schönheit und Unschuld wiedergab.

M. Gnädiger Herr —

B. Das ist die Margot, die zuerst die Sehnsucht nach häuslichem Glück in mir weckte, und selbst als mich diese Sehnsucht bald an den Abgrund des Verderbens geführt hätte, doch den Trieb dazu in mir immer neu und lebendig erhielt.

M. Ich möchte mich so gern über Ihre Lobsprüche freuen, aber —

B. Sey ruhig, das ist noch nicht alles. Das ist die Margot, die ich heute durch alle die Proben führte, die nur immer Tugend gegen Eitelkeit kämpfen kann und die keinen Augenblick ihre Gefühle verleugnete —

Bast. O Bastian hat auch dabey geholfen, gnädiger Herr —

B. Der ich ein Schloß anbot und die in dem Augenblick fliehen wollte, die nur ihr Theuerstes mit sich nehmen wollte und mit dem in eine Wüste geflohen wäre: Marie, aus Ihren Händen empfange sie die Rosenkrone: sie ist tugendhaft!

Mar. (ihr den Kranz aufsetzend, den sie etwas versteckt hielt) Es lebe das Rosenmädchen von Caverac!

Alle. Sie lebe!

M. Was ist das, gnädiger Herr? Ist das Traum oder Wachen? War das Ihre Meynung?

B. Ja, bey dem Ewigreinen, das war sie!

M. O so ist alles gut! Bastian, Lucie, lieber Mann (sie der Reihe nach küssend) gnädiger Herr! Ja, jezt darf ich auch Ihren Kuß erwiedern!

Bast. Und von allem, was ich Dir gesagt habe, glaubst Du kein Wort, verstehst Du?

M. Wart! und Dein Kammermädchen aus einem großen Hause?

Bast. Ich kenne kein einziges.

B. Margot, begränze Deine Freude. Noch steht Dir vielleicht eine größere bevor. Lucie, Bastian, Johann, ihr geht sogleich und holt die Musik des Dorfs zum feyerlichen Zuge auf den Fichtenberg. Wenn ich das Zeichen gebe, so tretet her-

ein, und laßt sanft die Musik ertönen. Was ich mit diesen (auf Marien und Margot; zeigend) abzumachen habe, gehet nur uns an.

(Lucie. Bastian. Johann ab.)

---

## Dreyzehnter Auftritt.

Baron. Margot. Marie.

B. Noch ist das Schauspiel nicht aus, soll der Vorhang jezt fallen, so schließt es mit Deiner Tugend, aber nicht mit meinem Glücke. Margot, tritt zwischen mich und Marien.

Mar. Was soll das, Baron?

B. Auch Deine Reihe zu bekränzen, kommt vielleicht noch heute, Margot! Marie, ich lud Sie ein, mir hieher zu folgen und Margot zu sehen, aber meine Wünsche giengen weiter: über dieser reinen Seele hören Sie zum erstenmal die Worte: Ich liebe Sie!

Mar. Mich, Baron?

B. Hier im Hause der Unschuld und des Friedens sollten Sie zum erstenmal das Geständniß hören. Ja, ich liebe Sie, Marie!

M. Aber Ihr deutscher Ritter, gnädiger Herr, und Ihr Schwur —

B. Gehörten zu meiner Rolle, wie alles übrige.

M. Würklich? O liebe — wie soll ich Sie nennen — liebe Marie!

Mar. Diese Ueberraschung —

B. Hier sind Sie sanft und froh gestimmt — Sie sind frey und unabhängig, Ihr Vormund billigt Ihre Wahl, antworten Sie mir gütig, Marie.

M. O ja ja, er verdient so glücklich zu seyn.

B. Das Schloß hier habe ich gekauft. Wir würden hier wohnen.

M. Und auf immer?

B. Auf immer.

Mar. (an Margot gelehnt) Antworte Du statt meiner, Margot.

B. So bin ich glücklich, und Du, Priesterin der Unschuld und Natur, lege hier zwey Hände zusammen, die sich schwören zu leben wie Du.

M. Gott sieht segnend herab: Auf ewig!

B. Jezt, Marie, müssen Sie alles wissen. O diese Probe, in die ich Margot führte, sie galt unsrer Ehe. Ich will ganz offen seyn. Als ich Margot vor vier Jahren verließ, verließ ich sie mit aller Sehnsucht nach häuslichem Glück. Nicht weit von hier, auf päbstlichem Gebiet, lerne ich ein Mädchen kennen, sanft und gut, mit allem Schein der Heiligkeit und Sanftmuth. Sie, glaubte ich, könne mich glücklich machen, schon schwebte die Erklärung auf meinen Lippen, als ich auf einmal hinter dieser Maske den schändlichsten Betrug und die niedrigste Wollust erkannte. Die Erscheinung würkte tief auf mich, Mißtrauen gegen alle Weiber erwachte, ich fiel nach und nach in meine alte Hypochondrie zurück. Um sie zu heilen, beschloß ich endlich eine neue Reise nach

Frankreich. Hier sehe ich Sie, sahe Sie öfters, fand Sie liebenswürdig, aber ich fürchtete die Ehe: Mißtrauen und Liebe kämpften. Auf einmal stand Margots Bild in seiner ganzen Glorie vor mir. Nein, es ist Lästerung, was man gegen die Weiber sagt, rief ich, denn noch giebt es Margots! Ich beschloß sie zu prüfen und wenn ich sie fänd' wie ich hoffte, über dieser glücklichen Ehe auch die meinige zu schließen. Ich habe sie gefunden und — Marie ist die meinige!

Mar. Du hast die Ehrenrettung unsers Geschlechts gesichert, Margot.

M. Hier haben Sie Ihren Ring zurück. Er gehört an diesen Finger. (steckt ihn Marien an)

B. Wenn Du nun würklich geflohen wärst, Margot?

M. O man ist glücklich in seiner Pflicht, auch wenn man leidet. Sie bleiben also würklich bey uns, ganz bey uns?

B. Meine Güter in Deutschland werden verkauft.

M. Da lehre ich dem Fräulein den Seidenbau und unsre Wirthschaft, o in vier Wochen wollen wir weit seyn. Sie lehren mich dagegen die feinern Künste.

Mar. Man lernt gern, wenn man den Lehrer liebt.

B. Wir sind einig. Sechs Herzen unzertreunlich in Fröhlichkeit (giebt mit der Hand das Zeichen)

---

## Vierzehnter Auftritt.

Lucie. Bastian. Johann. Die Vorigen.

(Die Musik beginnt außerhalb der Thüre des Theaters, die den ganzen Auftritt über offen bleibt, so daß man die Musiker und Bauern und Bäuerinnen sehen kann.)

M. Jezt verderben Sie mir meine Freude nicht.

Bast. Gnädiger Herr, das ganze junge Volk von Caverac freut sich Sie wieder zu sehen und bittet, Sie mit auf den Fichtenberg begleiten zu dürfen.

M. Ach guter Bastian! aus dem Fichtenberge wird nichts. Große Dinge haben sich zugetragen. Dein Herr heyrathet hier das Fräulein und reist mit ihr heute schon ab.

Bast. Heute?

Mar. Ich bedaure, Bastian, aber meine Geschäfte erlauben es nicht anders.

Bast. Reisen Sie voran, gnädiger Herr, reisen Sie nur voran, ich hole Sie schon ein.

V. Du willst mich verlassen?

Bast. O nur ein acht Tage bey Vater und Freunden, unsre Esel laufen geschwind, ehe Sie sich's versehen, bin ich hinter Ihnen: oder wissen Sie was, ich habe noch einen jüngern Bruder, einen flinken, herrlichen Burschen, den nehmen Sie indessen mit sich.

B. Schöne Treue in Caverac. Erst verhandelt mich Johann an Bastian, nun wieder Bastian an seinen Bruder. Nein, nein, Du bist mir unentbehrlich.

M. Siehst Du, Bastian, Lügen um Lügen, das ist so bey uns die Taxe. Nun freue dich, Johann, Lucie, freut euch, Dein Herr reist nicht, er heyrathet, wir bleiben beysammen.

J. } (zugleich) { Ist's möglich?
L. } { Bravo, bravo!

B. (legt aller Hände in einander) So wollen wir leben!

Bast. Und so ziehe ich heute noch, wenn Sie mir's erlauben, den großen verbrämten Rock aus und diene Ihnen wie ein andrer ehrlicher Caveracer. Ich diene Ihnen dann leichter und froher.

B. In Gottes Namen.

Mar. Das alles habt ihr der Tugend zu danken.

L. Wie so?

M. O davon ein ander Mal: jezt auf den Fichtenberg!

B. Auf den Fichtenberg! Ihr (auf Margot und Johann zeigend) führt das neue Brautpaar, Johann mit Marien, ich mit Dir, Margot: es ist die schönste Weihe unsers Schicksals! Du Bastian, mußt mit Lucien gehn!

Bast. Mit Lucien, gnädiger Herr?

L. Du hast gewiß schon was schönes und hübsches entdeckt, daß Dir das so schwer eingeht?

Bast. O hübsches genug giebt es in Caverac schon, aber nein, nein! Das wäre auch gar zu zeitig. Kommt Zeit, kommt Rath. Hier, Lucie! (giebt ihr die Hand)

B. Musik, Musik!

M. Still! Noch einen Augenblick!
(den Baron und Marien vorführend)
Auf dem Fichtenberge gab's sonst einen Strauchdieb, der Amor hieß: fürchten

Sie sich nicht, hier liegt er gebunden zu Ihren Füßen. (den Baron Marien zuwerfend)

B. (will Marien die Hand küssen) Marie!

M. Zu mir! zu mir! Noch ist er mein Gefangner!

(In dem Augenblick fängt die Musik an, und indem sie sich zum Abmarsch anschicken, fällt der Vorhang.)

R. Hommel.

---

# VI.

# Graf Tellow.

## Ein Beytrag zur Geschichte unglücklicher Ehen.

---

(Beschluß.)

---

Angstvoll und bebend erwartete die Gräfin auf ihrem Zimmer immer noch die Ankunft ihres Gemahls, als Grottau eintrat. Hastig gieng sie auf ihn zu, und fragte ihn weinend: „Grottau, haben Sie meinen Mann nicht gesehen? ich vergehe vor Unruhe. —“

Mit einem täuschenden Ausdrucke erheuchelter Wehmuth und Mitleids rang er die Hände, und starrte schweigend das unglückliche Weib an, dessen trostlose Blicke an seinen Lippen hiengen. — — — „Gott! sagt' er endlich: daß ich doch nie ihn, nie, Liebenswürdige, Sie gesehn hätte! Dann hätt' ich auch nie seine gräßliche Verzweiflung, nie Thränen des Kummers in den schönsten Augen der

Welt gesehn. — Ja, weinen Sie, reizendes Kind der Natur, Freundin der Tugend, die ein besseres Loos verdiente. Sie sind unglücklich, ich kann es nicht länger verhehlen. — —

Entsetzen hemmte die Sprache der Gräfin, und mit stummer Verzweiflung erwartete sie seine weitere Erklärung. —

Grottau. Ja, er ist verloren für Sie, auf immer hin. Ich traf ihn im vollen Ausbruche des schauderhaftesten Wahnsinns, liegend unter einer Tanne im Walde. Ich nahte mich ihm, mit rollenden Blicken der Wuth sprang er auf, stieß mich unter den entsetzlichsten Verwünschungen zurück, und sank dann ohnmächtig zur Erde nieder. Beynahe hätte mich der Schrecken und der Schmerz ganz hingerissen; der Gedanke, daß mein einziger Freund mich nicht mehr kenne, wüthete, wie ein Geist der Zerstörung in meinem Innern, Ihr himmlischer Blick schwebte mir vor, und ich fühlte Ihr ganzes trauriges Schicksal, vielleicht bittrer, als Sie

selbst bey der Größe Ihrer Seele es je fühlen werden. Ich ermannte mich und brachte ihn auf sein Zimmer. Er liegt jetzt in einem tiefen Todesschlafe, wie es bey Rasenden der Fall ist, wenn sie einen Paroxism von Wuth gehabt haben.

Gräfin. Schrecklicher Gott! So sind meine Ahndungen denn wahr, und das furchtbare Geheimnis liegt am Tage! Lassen Sie mich zu ihm, daß ich seinen letzten Seufzer empfange, und seine kalten Lippen noch einmal küsse.

Grottau. Nimmer mehr, meine Gräfin. In diesem Zustande dürfen Sie ihn nicht sehn. Soll er noch gerettet werden, so müssen wir alles von ihm entfernen, wodurch die Glut, die in seinem Innern wüthet, noch mehr Nahrung erhielte. Ich habe es für Freundespflicht gehalten, ihm, während er schlief, alle Papiere wegzunehmen, welche auf seinen Zustand Beziehung haben. Auch zu Besuchen des Arztes würde ich vor der Hand nicht rathen. Er würde ihm das Gefährliche sei=

ner Lage nicht verbergen können, und wie müßte ihn das erschüttern!

Gräfin. Sie haben sehr Recht, edler Mann. Verlassen Sie ihn nur nicht; ich will im Stillen weinen —

Grottau. Eben will ich wieder zu ihm gehn. Aber eh' ich gehe, meine Gräfin, noch eine Bitte! Wollen Sie mir sie wohl gewähren?

Gräfin. Was könnten Sie bitten, das ich nicht gewähren müßte?

Grottau. Fordern Sie Ihre ganze Seelenstärke auf, um standhaft zu bleiben, welches Schicksal auch über Ihren Gemahl verhängt sey; machen Sie sich auf das Aeußerste gefaßt! Unsre Schickungen webt die Hand der Gottheit, und, wenn wir ihr Gewebe nicht begreifen, muß uns Religion durch die Ueberzeugung aufrecht halten, daß nur Weisheit und Güte ihre Hand leiten. Nehmen Sie an, Sie wären für diese Welt von Tellow geschieden; zweifeln Sie denn, daß unsre Wege sich

in der bessern Welt wiederbegegnen, wo keine Trennung die Bande der Liebenden zerreißen kann? und, zweifeln Sie wohl, daß ein edles Herz, wie das Ihrige, Freunde besitzt, deren zärtliche Theilnahme ihm für den Verlust des einzig Geliebten Trost gewährt? O! daß Sie mein Inneres durchdringen könnten, wie der Unsichtbare, dann läsen Sie mit heller Schrift in jeder meiner Thränen: Julie Tellow.

Die Gräfin, hülflos und betäubt, wie sie war, wollte ihn umarmen. „Lassen Sie mich, Julie! rief er, in diesem Augenblicke darf ich Sie nicht mehr sehen. — — Gott! daß auch Engel unglücklich seyn müssen! Verzeihen Sie mir die Sprache des überwallenden Herzens, mir ist, als ob Tellow lebend schon unter den Schatten wäre und mir nichts übrig bliebe, als mit seiner Gattin seinen Untergang zu betrauern.

Grottau stürzte zum Zimmer hinaus, es entfiel ihm ein Fascikel Papiere; die

Gräfin sank halb ohnmächtig auf das Sopha.

Als sie ihrer selbst völlig mächtig war, bemerkte sie die Papiere. Sie erkannte die Hand ihres Gatten. „Gewiß, sagte sie bey sich selbst, hat sie der Baron verloren, er sprach von Papieren, die er meinem Manne, während er schlief, weggenommen habe. Vielleicht find' ich hier Aufschluß über seine Gemüthskrankheit. — Wer mag es einer beängstigten Frau verdenken, wenn sie kein unschuldiges Mittel unversucht läßt, um in einem so schrecklichen Falle zu erfahren, welches eigentlich die Quelle der Leiden ihres Mannes ist! — — — Ja, das ist sein Tagebuch, hier hat der Unglückliche sein gepreßtes Herz ausgeschüttet, hier hat er nichts verläugnet. — Ob ich es wage, einen Blick hineinzuthun? ach! der Blick kann mir viel kosten; wer weiß, welche schreckliche Heimlichkeiten hier begraben liegen! — Nein, mir schaudert vor der Entdeckung; ich darfs nicht wagen, der Schmerz könn-

te mich mit der Schnelle des Blitzes tödten, und dann wäre mein Gatte ohne Hofnung verloren, meine elenden Kinder hülflos.... Und.. doch.. doch.. ist es nicht Pflicht für mich? Bin ich nicht grausam, wenn ich dem einzigen Wege ausweiche, auf welchem ich die Quelle seiner Leiden entdecken kann, den einzigen Weg, durch welchen vielleicht noch Rettung möglich ist? — — Wenn Tellow mir sein Herz öfnete und mir zurief: Weib! schau' in diese Finsterniß, zittre nicht vor den Geistern, die mich quälen, verbanne sie durch Seufzer und Thränen der Liebe," würd' ich nicht im Momente den Blick wagen, wär' auch die Mitternacht rabenschwarz und die Geister noch so furchtbar. — O du Verborgner über den Sternen, vom Fuße Deines Throns geht die Kette unsrer Schicksale aus; verleih mir Stärke, daß ich deinen Rathschluß verehre, was du auch über mich verhängt hast!

Bebend ergrif sie die Papiere, blätterte auf gut Glück und las:

den 20. Oktober.

Diesen Tag mußt du wie ein heiliges Fest feiern, Tellow! Es ist der Tag deines schönsten Triumphs. Mariane sank in deine Arme, und in demselben Augenblicke war ihre Tugend gesunken — ein Jahr verschlich dem schuldlosen Mädchen unter tausend Qualen eines schamvollen, sich selbst ermangelnden Herzens . . . das Mädchen erlag und starb — undankbar genug — an demselben Tage. — Also der Todestag ihrer Tugend und ihres Lebens! — Ja, der muß gefeiert werden. Heute mußt du dich der schändlichsten That, die du je begehen konntest, unter tausend Qualen des strafenden Gewissens erinnern; verflucht müsse das frohe Moment seyn, das du dir heute gönntest! Ein Tag in der Hölle muß gegen deinen heutigen ein Ruhetag seyn. Dieß Todtenopfer bist du Marianen schuldig, du wirst aber auch damit ihren Mann nicht versöhnen — Grausamer Bube, was begiengst du an jenem unseligem Tage!

Aufgezogen im Schooße der schönen Natur, der Geist beseelt von Bildern der edelsten, erhabendsten Kunst, das Herz entflammt vom feurigsten, sittlichen Gefühle, hatte sich das Mädchen dir hingegeben . . . Tellow, wie rollten die krystallenen Tropfen ihrer Augen, als du ihr Klopstocks künftige Geliebte vorlasest! Wie heilig war die Sprache der Gefühle in ihren Thränen! Es war eine Vorahndung des Allerheiligsten in ihrem Herzen! — Und, schändlicher Räuber, da konntest du einbrechen, konntest ein Heiligthum entehren, wo du hättest niederfallen und anbeten sollen? — Aber du sahst den wallenden Busen, die Sehnsucht benetzten Augen, und die sanft erglühenden Wangen, hörtest den gebrochenen Athem und die verstohlnen Seufzer der Liebe gefolterten Jungfrau, da ergriff dich der Dämon der Wollust, der Würgengel der Unschuld, und nun war dir der Werth ihres Herzens ein Spielwerk, das Heiligste zu entheiligen ein

Scherz, das Glück ihres Lebens starb unter deinen Händen. Sie selbst welkte dahin, als sie kaum das Kind der Wollust geboren hatte, und der ergraute Vater verfluchte dich über ihrem Sarge. Du warst unter einem falschen Namen von der Trauerscene weggeschlichen; der trostlose Vater konnte dich nicht verfolgen. Aber die Furien des Gewissens verfolgten dich, immer schwebte dir der Engel vor und das verwaiste Kind, sie stehen jetzt noch um Mitternacht vor dem Bette, wo du dein Weib liebevoll umarmen willst, und weggerissen von Schauder und Scham zurückbebst. — Julie, Julie! wenn du wüßtest, welchem Verbrecher du dein reines, schuldloses Herz geschenkt hast, wenn du wüßtest, welchen Tag ich heute feyere! — Wie würdest du dich mit Verachtung von mir losreißen! — Wehe über mich, alle Qualen der redlichsten und bittersten Reue können die That nicht ungeschehen machen. Ich kann keine Todten

erwecken, keine Unschuld zurückgeben, und nicht das Herz eines verzweifelten Vaters wieder mit Ruhe beseelen. Ich darf Julien heute nicht sehn, sie würde meine Schandthat in meinen Blicken lesen. — Unglückliches Kind meiner Wollust! Wenn du fragst: „Wo ist meine Mutter?" zeigt man dir ein einsames Grab. Fragst du: „wer ist mein Vater?" so tönt dir die schreckliche Antwort entgegen: „es ist ein Betrüger, es ist der Mörder deiner Mutter." Daß ich, ohne daß du es weißt, dich glücklich zu machen suche, ist keine Beruhigung für mich. Ich bebe vor Angst, wenn ich das Geld fortsende; wüßt' es Marianens Vaters, von welchen Händen es kommt, „eher verhungre das Kind, würd' er sagen, als daß es von Gelde lebe, auf welchem Fluch ruht." Grauer Vater, heute wenigstens soll kein Fluch darauf ruhen, ich will ihn mit Strömen glühender Thränen abwaschen. O daß ich

tausendfache Vatersorgen hineinlegen könnte! Aber darf der Wollüstling sich Vater nennen? —

Mariane, daß du es wüßtest, wie scheklich dein Verführer bestraft worden ist! Er hat für seine Frevel mit dem Verluste des ganzen Glücks seines Lebens gebüßt, er ist so elend, daß jedes Moment seines Bewußtseyns ihm zur Qual wird, daß er sich nicht selbst fühlen kann, ohne seine Vernichtung zu wünschen. Hat es je ein Mensch erfahren, daß wer einmal eine Unschuld gemordet hat, nur verwogen genug ist, mehrere zu morden und das Laster den, der einmal sank, immer tiefer in seinen Abgrund hinabzieht, so bin ich es. Als die Unglückliche das Opfer meiner Lüste geworden war, erwachte mein Gewissen, mit welchem ich bisher in Eintracht gelebt hatte, und ich sah meine Verbrechen in seiner ganzen schwarzen Gestalt, die peinigende Erinnerung daran, wich nie von mir; der Zustand

wurde mir unerträglich. Ueber alles gern hätt' ich die That wieder gut gemacht, aber es war unmöglich, oft fuhr es mir durch den Kopf, meinem qualvollen Leben ein Ende zu machen, aber die Liebe zum Leben und die Furcht vor jenem Lande, von dem kein Reisender zurück kam, siegten, endlich erhob sich in meinem Innern der Geist des Leichtsinns; ich sophistisirte: ob wohl eigentlich meine That ein so großes Verbrechen sey, da drängten sich Gründe auf Gründe herbey, die seine schwarze Gestalt immer mehr und mehr milderten, die Beruhigung, welche ich dadurch bekam, behagte mir, ich grübelte immer spitzfindiger und spitzfindiger, endlich schien mir die ganze Sache ein Jugendstreich, ich lachte mich aus, daß ich mir aus einer so gewöhnlichen Kleinigkeit ein Gewissen gegemacht hatte; das Andenken an Marianen unterdrückte ich absichtlich, und warf mich, um sie ganz zu vergessen, reizenden Buhlerinnen in die Arme.

Zwey Jahre verschwanden wie ein Traum unter dem Rausche des schändlichsten thierischen Genusses. Aber welche Folgen ließ dieser Traum zurück? — Gifte im zerstörten Körper und Gifte im entheiligten Herzen. Ja, als ich die Universität verließ, lagen alle meine edleren Gefühle in einem Todtenschlafe, gleichgültig starrte ich Scenen der Natur, die mir sonst Thränen entlockt hatten, wie todte Tapeten einer Wand an; ich hatte keinen Sinn für Menschenglück und Elend, ich sah den Leidenden ohne Sympathie, die schönste That eines großmüthigen Menschen konnte mich nicht zur Bewunderung hinreißen. Wollust allein vermochte mein Blut in Wallung zu setzen, allein auch diese mußte ich durch ein üppiges Phantasiespiel erkünsteln. Als ich mich auf meinem Gute befand, ließ auch die ländliche Einsamkeit mich die Erniedrigung und die frostige Leere meines Herzens fühlen. Die schönen Partien der Gegenden ringsumher weckten Erinnerun-

gen und Gefühle meiner frühern Jugend, ich lernte wieder empfinden, was Unschuld ist, die Bilder des Lasters erregten einen Eckel, der Gedanke, wie tief ich gesunken war, Entsetzen. Der zerrüttete Zustand meines Körpers erhöhte die Leiden meiner Seele, ich verfiel in tiefe Melancholie. Vergebens sucht' ich mich durch die Jagd zu zerstreuen, auch die wilde Mannigfaltigkeit des Waldes konnte meinem Geiste keine andre Richtung geben. Jetzt lernt' ich Julien kennen. Gott weiß es, welche Veränderung bey dem Anblicke des Mädchens in mir vorgieng! jeder Strahl ihrer schönen Augen schien mein Herz zu läutern, jedes sanfte Wort von ihren Lippen war ein Rückruf zur Unschuld und Tugend. Je öfter ich sie sah' und sprach, um so mehr zog sie mich an sich; sie schien lebhaften Antheil an mir zu nehmen, um so kühner und offener wurd' ich. Ich fühlte eine Stärke zum Guten in mir, wie ich sie nie gefühlt hatte, und war stolz ge-

nug, mir zu schmeicheln, diese Verwandlung meiner Denkart mache alle meine vorige Ausschweifungen wieder gut. Ich befand mich in einem seligen Rausche. Ich sah in dem Mädchen einen himmlischen Geist, der durch eine Art von Allmacht, was ich für unmöglich hielt, möglich gemacht hatte. „Wollust, dacht' ich, hat dich erniedrigt, Liebe wird dich wieder heben. Glücklich du, wenn das Mädchen dein wird." Ich wagte die große Frage um ihr Herz, und der Engel schwieg mir mit einer beredtsamen Thräne sein Ja zu.

*

Ich hatte in diesem Rausche nicht bedacht, wie zerrüttet mein Körper sey. Bald nach unsrer Verbindung erfuhr ich es; mein Weib erkrankte, und die gräßliche Gestalt meiner elenden Kinder verräth nun mein Verbrechen und meine Verrätherey. — Julie, du bist unglücklich, so lang' ich an deiner Seite bin, und ich ein Bösewicht, wenn ich

dich nicht verlasse. Ja, ich muß, ich muß wenn noch ein Funke edlen Gefühls in meiner Seele glimmt. — Du wirst um mich nicht weinen, ich bin deiner Thränen nicht werth. Weib, verflucht wäre die Thräne, die du um mich weintest! Schenke sie einem bessern als ich bin! Du wirst ihn leicht finden. — —

„Mir wär's besser ich gienge“ sagt Werther. Bey Gott mir noch viel besser, als ihm. Schrecklich und qualvoll ist das Schmachten des gefangnen Verbrechers, den das Schafott erwartet. Der tödtende Streich ist ein Augenblick; wozu die lange Vorbereitung? — Ha, wenn sie mich in meiner wahren Gestalt sieht, mich mit herzzerreißenden Vorwürfen und Verachtung zurückstößt, — — soll ich diesen Zeitpunkt erwarten?

Hier stürzten Thränen aus den Augen der Gräfin, sie ließ die Blätter fallen. „Ich dich zurückstoßen? Edler Mann,

seufzte sie, — verächtlich zurückstoßen? Deine große rührende Reue verbürgt mir deine Tugend. Ich war nie mehr dein, als jetzt, nun sind wir erst festgekettet. Du siehst alles, dieß ist deine Krankheit, aus dem schwärzesten Gesichtspunkte an. Leidenschaft hat dich irre geführt, deine Grundsätze blieben dieselben. Ich verzeihe dir alles. Das Kind deiner Wollust, diese verlassene Waise, sie sey mein Kind, Gott wird auch uns Kinder geben, die uns erfreuen. — Wie fühl' ich mich getröstet, daß es nichts mehr ist, als das; ich will im Augenblick ihn sprechen, und das ganze Trauerspiel nimmt eine glückliche Wendung.

Jetzt trat die Düval ein; die Gräfin empfieng sie mit auffallender Heiterkeit.

Düval. Sie so heiter, gnädige Gräfin? Ist es möglich?

Gräfin. Liebe Düval, ich weiß nun alles. Mein Gemahl ist nicht verloren, er kann gerettet werden. Seine Leiden

sind Leiden der edelsten Seele, Großmuth wird sie heben. O es ist ein trefflicher Mann, selbst in seinen Fehltritten verdient er Bewunderung.

Athemlos, stürzte jetzt Grottau in das Zimmer. „Meine Gräfin, sagt er, habe ich etwa hier Papiere verloren? ich will nicht fürchten, an einem andern Orte.“

Gräfin. Zum guten Glücke und zu meinem Troste, haben Sie sie hier fallen lassen. Lieber Grottau, schelten Sie mich nicht neugierig, wenn ich Ihnen sage, daß ich darinn gelesen habe. Ein einziger Tag im Tagebuche meines Mannes, hat mir über seinen ganzen Gemüthszustand Aufschluß gegeben. Ich fühle mich schon sehr beruhigt, und hege wegen seiner Genesung keinen Zweifel.

Grottau. Nicht zuvorschnell im Hoffen, meine Beste! vielleicht haben Sie gerade den unbedeutendsten Theil gelesen. Es ist auch recht gut; warum soll ein so schuldloses, gefühlvolles Herz gefoltert

werden? Am Besten, ich verbrenne alle diese Papiere.

Gräfin. Nein, Grottau! Sie bekommen sie aus meinen Händen nicht wieder. Sie sind Freund, ich noch mehr, ich bin Gattin. Die Gattin hat mehr Anspruch auf Offenheit von Seiten ihres Mannes als der Freund. So eben will ich ihm selbst sein Tagebuch wieder geben.

Grottau. Wie? wollen Sie seinen Tod beschleunigen, und meine wohlgemeintesten Maßregeln vereiteln?

Gräfin. Seyn Sie unbesorgt. Ich weiß, was ein Tagebuch ist; ich unterhalte selbst eins; es ist mein vertrautester Freund, nie betraf ich ihn auf einer Falschheit; ich sag' ihm alles, er verräth mich nicht: und wenn ich einen geheimen Kummer habe, so find' ich Trost und Linderung, wenn ich mich ohne Rückhalt gegen ihn eröffne. Warum wollen wir dem Grafen diese Beruhigung entreißen?

Grottau (mit fest auf sie gerichtetem, bedenklichem Blicke). Aber Gräfin, wenn der Graf erfährt, daß Sie gewisse Dinge wissen, die er vielleicht ausser mir, noch keinem Menschen eröffnet hat, welchen Eindruck glauben Sie wohl, daß dieß auf ihn machen dürfte?

Gräfin. Ich verstehe Sie, und sage Ihnen nochmals: Seyn Sie unbesorgt. Ich glaube einigen Einfluß auf das Herz meines Mannes zu haben. Er soll erfahren, daß ich jene gewissen Dinge weiß, und sie ihm als Verirrungen jugendlicher Leidenschaft verzeihe. Dann brennt uns kein Geheimniß mehr. Er wird wieder frey athmen und für die Freuden des Lebens empfänglich werden.

Grottau. Nun, so eilen Sie zu ihm. Geben Sie ihm, wenn es möglich ist, seine verlorne Ruhe wieder. Ich verdanke Ihnen dann auch die meinige, sie ist mit der seinen unzertrennlich verknüpft. — Eins bitt' ich Sie, sprechen Sie von Marianen so wenig als möglich; jede

Erinnerung an sie erschüttert ihn auf das heftigste.

Gräfin. Seyn Sie versichert, daß ich in einer Angelegenheit, die so ganz Sache meines Herzens ist, mit Vorsicht zu Werke gehe.

Grottau. Himmlische Seele! beneidenswerther Tellow! — — —

Grottau verließ mit erkünstelter Entzückung die Gräfin, und gieng voll Mißmuth auf sein Zimmer. Er hatte sich in dem trefflichen Weibe ganz verrechnet; Tellows Tagebuch sollte nach seinem Plane alle eheliche Liebe ersticken, und — dieß hatte er nicht im Entferntesten geahndet — es gab dieser Liebe noch neue Stärke. — Er warf sich auf das Sopha, und überdachte alle Umstände, die er etwa benutzen könnte, um Juliens Herz zu gewinnen, und seinen Freund unglücklich zu machen:

„Teufel! sprach er bey sich selbst, sollte denn an diesem Weibe meine Kunst scheitern! — —" Und ich hielt meine

Rechnung für so sicher. „Wenn sie, dacht' ich, die Geschichte seiner Jugend weiß, muß sie ihn verachten und von Eckel erschüttert, seinen Anblick und seine Umarmung fliehen, ihn wird Schamgefühl und Reue von ihr entfernen, die Verbindung wird sich von selbst auflösen, und der Dritte, welcher zu guter Stunde dazwischen kommt, wird siegen." Aber sieh da! das unbegreifliche Weib übersieht seine Schwächen mit Großmuth, verzeiht ihm alles, ja sie bewundert ihn sogar in den Ausbrüchen seiner Verzweiflung, und dieses Tagebuch, von welchem ich mir den Tod ihrer Liebe versprach, hat ihr vielmehr neues Leben gegeben. — Nun kommt alles darauf an, wie meine zweyte Mine springt. Ich denke, sie soll zum Zwecke führen. Der Mahler muß meinen Brief längst haben, gewiß ist er mit dem Kinde schon unter Weges. — Frau Gräfin, dieser Besuch kommt zu ihnen; wahrhaftig ein willkommner Besuch für Sie. — — Wie wird's dann um Ihre felsenfeste Treue stehn, wenn Sie den eisgrauen Vater,

halb erstorben von Gram, und das hülf-
lose Kind vor sich sehn? — Werden Sie
Ihren Tellow noch segnen können, wenn
Sie die Flüche des erbitterten Greißes und
die Seufzer des kleinen Bastarden hören?
— — Sprechen muß ich ihn indessen
noch vorher, um ihn zu unterrichten, wie
er sich gegen die Gräfin zu benehmen hat.
Ohnehin mag ich bey der ganzen Scene
nicht zugegen seyn; wenn ich den Don-
nerknall der Mine gehört habe, komm' ich
lachend zurück. — Jetzt ungesäumt zu
Pferde! — — —" Er ließ satteln,
nahm Abschied von der Gräfin, indem er
eine nothwendige Reise in Familienange-
legenheiten vorgab, und machte sich auf
den Weg. Die Finsterniß brach schon
ein. —

Lange bedachte sich die Gräfin, ob sie
wohl ihrem Gemahle jetzt das Tagebuch
zurückgäbe, und nicht vielmehr den kom-
menden Tag abwartete. Sie kannte sei-
nen Charakter und sein feines Gefühl zu
gut, um nicht vorherzusehn, daß es ihm

im höchsten Grade erschüttern müsse, die Geständnisse seiner Ausschweifungen aus ihren Händen wieder zu erhalten. Indessen fürchtete sie auf der andern Seite, er möchte es noch vor Nacht vermissen, und durch die Ungewißheit, in wessen Händen es sich befände, in die lebhafteste Unruhe versetzt werden. Sie gab sich alle Fassung, deren sie fähig war, und gieng auf sein Zimmer. Er war von seiner Ohnmacht völlig zurückgekommen. —

Es war eine rührende Scene, als die Gräfin sich ihrem Gemahle nahte. Bester Mann, sagte sie, ich bringe Ihnen etwas zurück, was Ihnen wahrscheinlich von großem Werth ist. Diese Papiere lagen in meinem Zimmer auf der Erde.

Tellow. Gott, nie kommen diese Papiere aus meiner Schreibekommode. Ich selbst habe sie nicht mit mir getragen. Sagen Sie, wer war bey Ihnen gewesen?

Gräfin. Ich will es Ihnen nicht verhehlen. Unstreitig hat sie der Baron fal-

len lassen. Er sagte mir, daß er Ihnen alle Papiere genommen habe, welche Bezug auf Ihren Gemüthszustand haben könnten. So redlich gemeynt auch seine Absicht zu seyn scheint, so glaubte ich dennoch Ihnen Ihr Tagebuch zurückgeben zu müssen. Ich kenne den Werth eines Tagebuchs. . .

Lange stand der Graf in stummer Erstarrung vor der Gräfin. „Grottau! Grottau! rief er endlich, das war nicht Zufall. Hier seh' ich Plan — teuflischen Plan. — Ja du bist falsch, bist unter der Maske der Freundschaft ein nichtswürdiger Verräther."

Gräfin. Tellow, gewiß war sein Zweck nicht, daß Ihr Tagebuch in meine Hände käme. Er kennt mich zu gut, um etwa von dieser Seite einen boshaften Plan gegen Sie zu entwerfen. Innige Theilnahme an Ihrem Schicksale vermochte ihn zu dieser, der Absicht nach, gewiß edlen Beraubung Ihres Büreaus, und in einer Zerstreuung, welche sich durch seine tiefe

Rührung, die er gegen mich äußerte, leicht erklären läßt, ließ er die Papiere fallen. Verkennen Sie ihn nicht, und beruhigen Sie sich über den ganzen Vorfall. — Ich habe viel in Ihrem Tagebuche gelesen. Da Sie, unaussprechlich theurer Mann, mich bisher so lange durch eine geheimnißvolle Zurückhaltung gequält haben, und ich doch, wie Sie nicht läugnen werden, als Gattin, den gerechtesten Anspruch auf Ihr Zutrauen habe, so können Sie mir die Freyheit, welche ich genommen, nicht als Verbrechen anrechnen. Gerade das wichtigste Geständniß Ihres Tagebuchs hab' ich gelesen, und danke der Vorsicht, welche diese Papiere in meine Hände kommen ließ. Nun tagt mir eine Hoffnung, an der ich lange verzweifelte. Wir werden ruhig und glücklich seyn.

Tellow. Julie, ist's möglich! Können Sie einen Blick in das Register meiner Schändlichkeiten gethan haben, und mich noch eines Wortes würdigen?

Gräfin. Graf, die besten Menschen fehlen; Leidenschaft hat Sie irre geführt, Ihre edle Reue macht alles wieder gut. Lassen Sie mich's Ihnen mit einem Kusse der innigsten Liebe versichern, daß Sie mir durch Ihre Selbstgeständnisse, und die Ausbrüche der tugendhaftesten Gefühle in Ihrem Tagebuche, noch viel achtungswürdiger geworden sind, als Sie es bisher schon waren. Eine so schöne Seele kann das Laster nur auf kurze Momente verdunkeln, bald erhebt sie sich mit Kraft wieder und reißt uns durch ihren reinen Glanz zur Bewunderung hin. Jetzt, Tellow, sind Sie erst ganz mein, ich ganz die Ihrige. Die Scheidewand des Geheimnisses ist gefallen, ich habe in das Innerste Ihres Herzens gesehn, und nun seh' ich auch frohen Tagen entgegen, wo kein Mißtrauen und keine falsche Scham unser eheliches Glück stöhrt. Entfernen Sie jene schwarzen, übertriebenen Vorstellungen, die Sie bisher so quälten; leben Sie nicht in der Vergangenheit, leben Sie in der Gegenwart und für die Zukunft.

Tellow. Unaussprechlich theures Weib, wie verdien' ich diese großmüthige Schonung! Julie, Sie drücken mich nieder. Die einzigen Gefühle, die Sie für mich nähren können, sind, gestehen Sie es nur, Verachtung und Mitleid. Ihr herrschender Wunsch kann nur Trennung von mir seyn.

Gräfin. Zerreißen Sie mein Herz nicht durch so grausamen Argwohn. Gott ist Zeuge, ich schwör' es heilig, kein Schicksal soll mich von Ihnen trennen, ich will Sie bis zum Grabe begleiten, wär' auch der Weg noch so schauderhaft! Nur, wenn ich die Gewißheit hätte, Ihre Liebe verloren zu haben, dann würd' ich Sie weinend um die Wohlthat bitten, ein Band aufzulösen, welches Sie nicht glücklich machen kann.

Tellow. Dieser Zeitpunkt wird nie, kann nie eintreten. Aber — erklären Sie sich frey — wenn ein inneres unbestechliches Gefühl mir sagt, ich dürfe es gar nicht wagen, Sie zu lieben, ein un=

reines Herz dürfe sich einer himmlischen Seele nicht nähern, ist dieß nicht das Uebermaß von Liebe? Und wenn ich mich denn nun in diesem Bewußtseyn meines Unwerths von Ihnen trennte, um einen Kuß der Verzeihung flehte und fortgienge, irgendwohin, in dieser oder jener Welt. — — Sie weinen? Julie, was ahnden Sie? —

Gräfin. Können Sie fragen? — Gott, wie foltern Sie ein unschuldiges, Ihnen ganz hingegebnes Herz!

Tellow. Julie, Gräber trennen, und Gräber vereinigen wieder. — Mit Demuth und Beschämung fühl' ich es, daß Sie mich mit einer Standhaftigkeit lieben, die ich unter diesen Umständen nie für möglich gehalten habe. Aber, Beste! ich erliege unter dieser Last unverdienter Liebe. Jeder entgegenkommende Blick von Ihnen schlägt mich nieder, und weckt in mir das verdammende Urtheil, daß ich seiner nicht werth bin. — Sichern Sie mir, edle Gattin, nur eines zu: daß Sie mir

verzeihen können, und mir nie fluchen, wenn Sie sich meiner erinnern. Der Weg, den ich gehen will, ist mir dann weniger schauderhaft.

Gräfin. Mann, ich würde vor Ihnen zurückbeben, wenn ich glauben könnte, daß diese Aeußerungen etwas mehr als Ausbrüche einer vorübergehenden melancholischen Stimmung wären. Wissen Sie, daß Ihr Tod mein Tod ist, und wenn sie auch immer sich selbst, die schreckliche Freyheit vergönnen, Ihr Leben wie ein lästiges Kleid abzulegen, wer gewährt Ihnen ein Recht auf das Leben eines Weibes, das sich Ihnen, hingerissen von Liebe, schuldlos und vertrauensvoll hingab? — Haben Sie mir darum Ihre Hand geboten, um mich auf das grausamste zu morden? — Tellow, Tellow, sollt' ich mich in Ihnen getäuscht haben! Hätten Sie etwa nur die Rolle des Komödianten gespielt, um das Herz eines Mädchens zu gewinnen, welches von männlicher Falschheit noch keine Erfahrun-

gen hatte! — Nein, mein ganzes Wesen strȧnbt sich gegen diesen Verdacht. — Aber Sie verkennen mich, glauben, durch die Entdeckung der Fehltritte Ihrer Jugend sey meine Gesinnung gegen Sie verändert, argwohnen wohl gar, die heißeste Liebe sey in Verachtung übergegangen. — Sie sollten sich besser auf meinen Charakter verstehn; gab ich Ihnen wohl je Veranlassung, mich für wankelmüthig zu halten, bemerkten Sie je einen Zug von Verstellung an mir? — Tellow, ich verlasse Sie nimmermehr! Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, daß Scheidung durch den Tod möglich sey. Wagen Sie den vernichtenden Streich; mein Schatten wird Ihnen in jene Welt folgen.

Tellow. Julie, fürchten Sie nichts, es war ein unbesonnener Ausbruch meiner Melancholie. Ich gestehe es, daß es mich schrecklich überraschte, mein Tagebuch in Ihren Händen zu sehn, und zu erfahren, daß Sie wissen, was ich Ihnen so gern für immer verborgen hätte. Ju-

lie, jedes unverdorbne Herz schaudert vor Verachtung, und sich vollends von dem Wesen verachtet zu wissen, welches man unter allen Wesen am meisten achtet, geben Sie nur zu, dieß ist unerträglich.

Gräfin. Tellow, ich kann nicht heiliger versichern, als ich es schon gethan habe, wie unzertrennlich unsre Herzen sind. — Wollen Sie einen Bürgen für die Wahrheit und Lauterkeit meiner Gesinnungen gegen Sie, gut, lassen Sie Marianens Kind kommen, wir können es, ohne Aufsehn zu erregen, erziehn; finden Sie je, daß ich anders, denn als die zärtlichste Mutter an ihm handle, so strafen Sie mich Lügen, und geben mir für Verachtung Verachtung zurück.

Tellow. Julie, keine Handlung ist so edel, keine Aufopferung so groß, die ich Ihnen nicht zutraute. Für Marianens Kind ist gesorgt. Es wird auf meine Kosten bey einer braven Anverwandtin auf dem Lande erzogen, und so viel ich weiß, geht es ihm wohl. Mich würde seine Ge-

genwart noch unglücklicher machen, als ich es ohne dieß schon bin. Jeder Beweiß Ihrer großmüthigen Fürsorge gegen dasselbe würde ein Dolchstich für mein Herz seyn. —

Gräfin. Wir werden diesen Abend allein speisen. Der Baron hat in einer Familienangelegenheit schleunig verreisen müssen.

Tellow. Sonderbar, ist die Nothwendigkeit so schnell eingetreten? dieß befremdet mich.

Gräfin. Er bekam, wie er sagte, vor einer Stunde Briefe, die ihn auf das dringend'ste abriefen. In wenig Tagen wird er wieder bey uns seyn. — — Wie, Bester! wenn ich den Hauptmann Krakau bitten ließe; er ist ein so launiger Mann, und Zerstreuung wird Ihnen gut seyn.

Tellow. Erlauben Sie mir auf meinem Zimmer zu bleiben. Ich habe keinen Appetit, und bin für Gesellschaft nicht gestimmt. Die Einsamkeit und einige Gläser Wein werden mich erheitern.

Gräfin. Nur bitt' ich Sie, erneuern Sie die Gefühle des heutigen Tages nicht, lassen Sie eine Lücke in Ihrem Tagebuche.

Tellow. Nein Julie, an dem Tage darf keine Lücke seyn, wo ich tiefgerührt erfuhr, daß ich Sie nicht so groß gedacht hatte, als Sie es sind. Ich setzte alles Vertrauen auf Sie, welches eine edeldenkende Gattin erwarten kann, aber auf diesen Grad war ich nicht gefaßt. Gott! Ich fühl' es nur zu sehr, wie wenig ich dieses Uebermaß von Seelengüte verdient habe. — Ruhen Sie sanft, Julie, und denken Sie vor Mitternacht und Tagesanbruch nicht an mich. Morgen treffen wir uns wieder, und ich fühle mich beruhigt, wenn Ihre Gesinnungen dann noch die heutigen sind.

Sie küßten sich, und die Gräfin gieng schweigend und zwischen Furcht und Hoffnung schwankend auf ihr Zimmer. —

Gräfin, sagte Duval, Sie bringen die Heiterkeit nicht zurück, mit welcher

Sie mich verließen. — Die Gräfin schwieg eine zeitlang, unentschieden, ob sie sich gegen ihre Gesellschafterin entdecken sollte, wenn sie auch gleich ihre vertrauteste Freundin war. Indessen kannte sie die Redlichkeit und Zuverlässigkeit ihres Charakters, und der Drang ihres Herzens sich gegen eine theilnehmende Seele zu eröffnen, war unüberwindlich. Sie machte die Düval unter den heiligsten Beschwörungen, verschwiegen zu seyn, mit der Geschichte und Gemüthslage ihres Mannes bekannt. Diese wurde dadurch gar nicht überrascht. Längst hatte sie dieselbe geahndet, sie war eine der feinsten Menschenkennerinnen, und Grottaus muthwillige Bemerkungen über den Grafen hatten sie auf manche treffende Vermuthung in Hinsicht seiner Melancholie geleitet. Urtheilen Sie nun, meine liebe Düval, sagte die Gräfin, ob ich hoffen darf, oder fürchten muß.

Düval. Soll ich es aufrichtig gestehn, so scheint mir, Sie dürfen hoffen, müs-

sen aber auch fürchten. — Ihr Gemahl hat beruhigt geschienen. Aber wenn ich seinen Charakter nicht ganz verkenne, so hat er es auch wirklich nur geschienen, während er in seinem Innern von den bittersten Gefühlen der Scham und Reue gepeinigt wurde. Ihr edelmüthiges Herz hat Ihnen vielleicht einen Streich gespielt. Sie hätten in den Aeusserungen Ihrer, wie ich versichert bin, unverstellten Großmuth sparsamer seyn sollen. —

Gräfin. Wie so?

Düval. Gräfin, es sind zwey Fälle möglich: entweder er glaubt, diese Großmuth sey blos affektirt, nur eine Maske, hinter welcher sich Mitleid und Verachtung verbergen, in diesem Falle muß er bey seiner feinen Empfindlichkeit unendlich leiden, oder aber er hält diese Großmuth für wahr, dann beugt ihn die Bewunderung der Hoheit Ihrer Seele nieder, und das überspannte Gefühl seines Unrechts bringt ihn an die Grenzen der Verzweiflung. Mich dünkt, Sie würden mehr gewonnen

haben, wenn Sie minder schonend gewesen wären. Es setzt ein beynahe beyspielloses Zutrauen voraus, wenn ein Mann sich überzeugen soll, die Ausschweifungen seiner Jugend könnten einem Weibe von Verstand und Gefühl gleichgültig seyn.

Gräfin. Ich glaube auf diesen Grad des Zutrauens bey ihm rechnen zu können. Täusch' ich mich, so gönnen Sie wenigstens meinem Herzen diesen tröstenden Traum. — Aber nein, es ist kein bloßer Traum. Wenn er sieht, daß ich mir gleich bleibe, und der ganzen Sache nicht im Entferntesten gedenke, so muß er beruhigt werden. Uebrigens will ich alles aufbiethen, um ihn zur Heiterkeit, zum Frohsinne zu stimmen. — Wissen Sie, Düval, daß übermorgen sein Geburtstag ist? — Wie feyern wir ihn? — Ich habe eine Idee, die vielleicht nicht unglücklich ist. Große Gesellschaft liebt er nicht. Könnten wir nicht blos in unserm häuslichen Zirkel eine Feyer dieses mir so theuren Tages veranstalten, welche für ihn zu-

gleich feyerlich und erfreuend wäre, eine Feyer aber, die ihn ganz von den Vorstellungen und Bildern entfernte, mit denen sich seine Phantasie bisher beschäftigt hat?

Düval. Warum nicht, meine Gräfin, dieß können wir auf mehr als eine Weise und höchst interessant thun. Alles wird unstreitig darauf zurückkommen, daß wir ihn gewissermaßen mit ihm selbst aussöhnen, und das Gefühl seines wahren Werths in ihm wieder beleben, welches ganz erstorben zu seyn scheint. Möge er immer ausgeschweift haben, die feste edle Güte seines Charakters überwiegt diese Unregelmäßigkeit. Er hat absichtlich kein Wesen unglücklich gemacht, aber Tausende mit Zweck und Vorsatz glücklich. Dieß führt mich auf einen Einfall.

Gräfin. Den ich errathe, und mich freue Ihnen zuvorzukommen. Wir wollen veranlassen, daß die vielen Armen, Wittwen und Waisen, die er in seiner

Stadt so freygebig unterhält, ihm eine rührende Musik bringen.

Düval. Diesen Gedanken haben Sie in Wahrheit aus meinem Herzen gegriffen. — Hinreißend wäre es, wenn es früh morgens geschähe, und vielleicht das Danklied der durch ihn beglückten Nothleidenden ihn aus dem Schlummer weckte. — O! Wie müßte ihn diese Ueberraschung entzücken!

Gräfin. Ja, gewiß, die dankbaren Thränen seiner Unterthanen würden ihm Thränen der Freude entlocken. — Dann, Beste! könnte eine andre Scene folgen, die Ransdorfischen Bauern, die ihn, seit sie vom Joche der Leibeigenschaft befreyt sind, gleichsam wie einen Gott anbeten, würden, wenn sie seinen Geburtstag wüßten, recht gern eine Deputation absenden, welche ihm ihre Glückwünsche überbrächten.

Düval. Dieß bedarf nur eines Winkes. Diese guten Menschen sehnen sich nach Gelegenheiten, wo sie ihm ihre

Dankbarkeit auf die feyerlichste Weise zu erkennen geben können.

Gräfin. Dürften ihn aber diese Scenen nicht zu sehr rühren? Sie kennen seine Empfindlichkeit für Gefühle dieser Art. — Wie, wenn ich den Bürgerkindern an diesem Tage ein Fest gäbe, und sie zu einem frohen Tage auf unserm Hofe einladen ließe. Vielleicht würde dieser Auftrit eine schöne Würkung haben, und seine Rührung in sanfte Freude übergehn.

Düval. Diesen Gedanken finde ich vortrefflich. Ueberlassen Sie mir die ganze Ausführung. — O wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn wir seinem gequälten Herzen einen heitern Tag bringen könnten!

Gräfin. Weib! ich zerflösse in Freudenthränen. Besorgen Sie in der Stille alles; sparen Sie keine Kosten. Bitten Sie den Organisten, daß er die volle Musik des Chors ans Elysium: Kinder sitzen euch zu Füßen ꝛc. zu bekom-

men suche, und für Tellows Armen einen passenden Text darauf verfertige. Sie wissen, es war sonst ein Lieblingsstück meines Mannes. Er wird ihn an die Tage erinnern, wo er noch glücklich war. Der Tanz der Bürgerkinder könnte mit der bekannten schönen Menuet aus Mozarts Don Juan angefangen werden. — — Gott! wie selig war ich, als er bey dieser reizenden Musik an unserm Hochzeittage den Ball mit mir eröffnete! —

Beyde setzten sich zu Tische, und boten ihren ganzen Erfindungsgeist auf, um das Fest so rührend und froh als möglich zu machen. Die Gräfin konnte von dem gefühlvollen Charakter, dem Geschmacke und der Menschenkenntnis der Düval erwarten, daß sie alles zu ihrer Befriedigung veranstalten würde. Diese gute Wittwe hatte das schönste häusliche Glück durch den frühen Tod eines innig geliebten und wahrhaft liebenswürdigen Gatten verloren, um so wärmer war ihre Theilnahme an jeder Scene häuslicher Freuden, oder

Leiden. Vertrautheit mit den schönen Künsten hatte ihre Empfindung in einem hohen Grade veredelt und verfeinert, und in der Anordnung von Familienfesten war sie eine wahre Meisterin. — „Begeben Sie sich heute bald zur Ruhe, sagte sie zur Gräfin, nachdem alles erschöpft war, was über die Sache gesprochen werden konnte; Sie haben heute viel gelitten. Ein sanfter Schlaf ist Ihnen nothwendiger als je.“ „Ich fühl' es nur zu sehr, erwiederte diese, wie ermattet ich bin; aber leider kann ich mehr auf eine unruhvolle Schlaflosigkeit, als auf Erquickung rechnen. Gott! Düval, daß ich so unglücklich bin, Kinder zu haben, die an der Freude des Festes keinen Antheil nehmen können, Kinder, die ich an diesem Tage absichtlich verbergen muß, damit ihr Anblick sein Herz nicht zerreiße! Dieser Gedanke wird mich quälen, gelänge auch unser Plan noch so gut. — Ruhen Sie sanft, wenn ich kummervoll wache, sagte sie mit thränenbenetzten Augen, und gieng in ihr Schlafzimmer. — —

Der Graf befand sich in einem schrecklichen Kampfe. Das edle Betragen seiner Gemahlin, hatte so ganz auf ihn gewürkt, wie es die Düval gefürchtet hatte. Je überzeugter er von der Wahrheit und Unverstelltheit ihrer Gesinnungen war, und je mehr sie ihn zur Bewunderung hinriß, um so trostloser und unerträglicher schien ihm seine Lage." Großmuth verschwendet sie allerdings an mich, sagt' er bey sich selbst, aber sie kann mich nicht lieben, weil ich so nichtswürdig bin, und ich kann nichts mehr als ihren Engelssinn bewundern, lieben kann ich dieses Wesen nicht, weil es so groß und über mir erhaben ist. — — Was ist eine Ehe ohne Liebe! Die Gattin kann den Gatten, der Gatte die Gattin nicht lieben! Gattin und Gatte können ihre Kinder nicht, die Kinder ihre Eltern nicht lieben! ! Schreckliches Loos, schauderhafte Folgen der Unbesonnenheiten einer gemißbrauchten Jugend! ! — — Unglücklicher, was ist hier Pflicht für dich! — Handelst du edler, wenn du die Verbindung mit einem treflichen Weibe

unterhältst, dessen jeder Blick dich verdammend an deine Schandthaten erinnern sollte, und die sie dir doch alle mit beyspielloser Güte verzeiht, die dich glücklich machen will, nachdem du sie in das tiefste Elend gestürzt hast, oder wenn du aus einem Bunde heraustrittst, wo du dieses liebenswürdige Geschöpf mit jedem Tage unglücklicher machst, Gott! wo du endlich ihr Mörder wirst. Ha! — wenn es darauf nur ankäme, daß meine Leiden nie endeten, wie gern blieb' ich an ihrer Seite, verbürge mit dem peinlichsten Zwange und einer mir im Grunde ganz fremden Verstellung meine Gefühle, und suchte die Freude in ihren Busen zurückzuführen. Wie qualvoll dieses Leben auch für mich seyn müßte, es wäre eine schuldige Büßung für meine Verbrechen; aber daß mein Daseyn eine nie versiegende Quelle des Kummers für sie, ihr Leben durch meine Betrügerey eine Kette von Aufopferungen und herzzernagenden Schmerzen seyn soll, dieß ist ein Gedanke, der mich erschüttert, — ein Gedanke, der

mir zu dem fürchterlichsten Schritte Muth einflößt, den ein Mensch wagen kann. — Eine Scheidung wird ihr feines Gefühl nicht zulassen; ich will indessen morgen noch versuchen, ob ich sie nicht dazu bewegen kann. Und wenn sie denn unerschütterlich auf ihrem Vorsatze beharrt, wenn sie aus unbegreiflichem Edelmuth durch mich unglücklich werden will, in dem Wahne, daß sie mich dadurch glücklich machen könne, so will ich sie durch eine Reise retten, von der sie mich nie zurückbringt. — Sie wird mich vergessen, und, jung, wie sie noch ist, in den Armen eines schönen und tugendhaften Mannes das Glück finden, welches ich ihr nur vorheucheln konnte. —" Der Graf warf sich unter solchen Vorstellungen auf das Bette; Bilder der Verzweiflung entfernten allen Schlummer von seinen Augen. Die Opfer seiner Wollust, seine Gattin und seine Kinder schwebten seiner Phantasie die ganze lange Nacht hindurch vor.

Morgens darauf war sein erster Gedanke, seine Gattin zur Scheidung zu bewegen. Mit erzwungener Heiterkeit gieng er auf ihr Zimmer, und traf sie gerade beym Thee. Die Gräfin empfieng ihn mit der rührend'sten Zärtlichkeit. „Nun, so halten Sie denn doch Wort, sagte sie, ich traute Ihren gestrigen Versicherungen nicht ganz, ihre Beruhigung schien mir erkünstelt.

Tellow. Julie, Sie irren sich sehr, wenn Sie mich für beruhigt halten, ob ich es werde in dem Grade, wie ich es werden kann — dieß hängt größtentheils von Ihnen ab. — Ich habe Sie unglücklich gemacht, wollen Sie sich an mir rächen?

Gräfin. Welcher Gedanke, Tellow! Hab' ich mich darum gestern gegen Sie so ohne alle Zurückhaltung eröffnet, daß Sie mir die niedrigste, unedelste Leidenschaft zutrauen könnten?

Tellow. Ihre Rache wäre gerecht. Wenn Sie mich Unglücklichen noch un=

glücklicher machten, als ich es ohnedieß schon bin, ich könnte nicht klagen, daß Sie mir zu viel gethan hätten.

Gräfin. Gott! Wie können Sie nur die Möglichkeit denken, und ein Herz, das allein für Sie schlägt, durch so grausamen Argwohn quälen?

Tellow. Julie, Ihr Herz kann für mich nicht schlagen, und wenn es für mich schlägt — — — Theures Weib! Ihre Liebe ist mir eine Marter, jeder Kuß von Ihrem Munde ein verzehrendes Feuer. Hassen Sie mich, trennen Sie unsern Bund, vertilgen Sie jede Erinnerung an den Nichtswürdigen, der vor Ihnen steht.

Gräfin. Wie schrecklich zerstören Sie alle meine Hoffnungen, und entreißen mir meinen letzten Trost! O ich war so froh, als Sie in mein Zimmer traten. — Tellow, ich bin kein schwaches Weib, meine Treue ist stärker als ihre Launen. Ich schwör' es Ihnen nochmals feyerlich, daß mich kein Schicksal von Ihnen trennt.

Wenn meine Liebe Sie tödtet, so will ich den Mord verantworten. — Aber wie wollen Sie es, wenn Ihre zurückstoßende Kälte mein Untergang ist?

Tellow. Nun, wenn ich denn gegen Sie kalt bin, so hat nie ein Mann für ein Weib geglüht. — — Ja so ist's, Verachtung geht in Spott über. — Grausamer, Julie, können Sie mich nicht strafen. Spott aus Ihrem Munde ist mir schauderhafter, als ein langsamer, qualvoller Tod. Spott mußten Sie wählen, um mich meine Abscheulichkeit in ihrer ganzen Schwärze fühlen zu lassen.

Gräfin. Mann, halten Sie ein! ich beschwöre Sie bey Gott! Wenn dieß Ihr Ernst war, und Sie mein liebevolles Herz so vorsetzlich verkennen, so muß ich wohl auf den Gedanken gerathen, daß Sie es nicht verdienten, daß dieses Herz sich Ihnen je hingab. — — Ach, so sind denn die verwichnen Jahre unsrer Ehe verloren. Mein unbegrenztes Zutrauen auf

Ihren edlen Charakter hat mich getäuscht, alle Beweise Ihrer Zärtlichkeit sind erheuchelt gewesen, ich erwache mit Grausen von einem Traume, der allein mir das Leben noch werth machte, und den ich für Würklichkeit hielt. — Tellow, Sie haben mich nie geliebt, sonst könnten Sie mir keinen Spott zutrauen; wenn Sie mir Liebe vorspiegelten, so lachten Sie in geheim der gutmüthigen Thörin, die es glaubte, und genossen den Triumph Ihrer verrätherischen List.

Tellow. Und an einen solchen Mann wollen Sie Ihr schönes Leben verschwenden? — Blos des elenden Aufsehens halber in keine Scheidung willigen? — Julie, Julie, ich sag' es zum letzten Male: es gilt Scheidung oder Tod.

Gräfin. Lieber Tod als Scheidung. Tellow, ich verlasse Sie nimmermehr. Haben Sie mir Spott zugetraut, die Zukunft wird mich rechtfertigen, vielleicht, daß mir einst heiße Thränen aus Ihren Augen Genugthuung für diese Kränkung geben.

Tellow. Empfangen Sie schon jetzt diese Genugthuung. — Ach! Wer Spott verdient, fürchtet auch überall Spott. Verzeihen Sie einem Unglücklichen, den die Größe Ihrer Seele niederbeugt, und zürnen Sie mir nicht.

Ich Ihnen zürnen? sagte die Gräfin, und sank weinend in seine Arme. Der Graf küßte sie feurig, riß sich los, und verließ sie.

Die Düval war unterdessen geschäfftig gewesen, um die verabredeten Anstalten zu der Feyer des Geburtstags des Grafen zu treffen, und schon sah' eine Schaar von armen Greisen, Waysen und Wittwen mit Freude dem rührenden Tage entgegen. Die Bürgermädchen hüpften in den Gärten umher, und brachen die schönsten Blumen, welche sie finden konnten, zu festlichen Kränzen um ihr lokkiges Haar. — —

Es war beynahe Mittag, als der Bediente einen reisenden Künstler anmeldete, welcher die Gräfin zu sprechen, und

ihr ein Werk von seltnem Werthe zu zeigen wünschte. Ist er jung, fragte die Gräfin?

Bed. Gnädige Gräfin, es ist ein ergrauter zitternder Greis, man sollte denken, am Rande des Grabes.

Gräfin. Scheint er dürftig zu seyn?

Bed. Er geht sehr anständig, und verräth eher einen gewissen Stolz, als kriechende Zudringlichkeit, ich möchte sagen: in seinem Blicke liege etwas Fürchterliches.

Gräfin. Dieß ist ein gewöhnlicher Zug bey vielen Künstlern. Ist die Arbeit von ihm selbst? —

Bed. Wie er sagt, — ich verstehe es nicht ganz, wie er es meynt — seine erste und seine letzte. Er scheint einen ungemeinen Werth darauf zu setzen. Es sind zwey Stücke, er nennt sie Pendants. Ich wünschte sie zu sehen, aber er betheuerte, daß er die Decke der Gemählde nur vor der gnädigen Gräfin heben werde, die er durch den Ruf als eine

große Freundin der Kunst kenne. Er hatte bereits in der Stadt erfahren, daß der Geburtstag des gnädigen Herrn Grafen mit vieler Feyerlichkeit vollzogen werden solle, und rechnet wahrscheinlich darauf, daß Sie, gnädige Frau Gräfin, durch diese Gemählde, wenn Sie sie dem Herrn Gemahl verehren, die Freude des Festes verdoppeln können. Uebrigens scheint er sehr uneigennützig und wegen der Zahlung nicht eben besorgt.

Wie meynen Sie, sagte die Gräfin zur Düval, welche so eben gegenwärtig war, würde es zur Erheiterung meines Mannes beytragen, wenn ich ihm morgen diese Gemählde, — vorausgesetzt, daß sie sein Gefühl und seinen Geschmack befriedigen, — widme? Er liebt rührende Stücke; — Sie wissen, daß er immer jene Wonne der Wehmuth, welche so manche dichterische, mahlerische und musikalische Werke gewähren, unter die seligsten Gefühle seines Daseyns rechnete.

Düval. Wenn das Werk in diesem Geiste gearbeitet ist, wird es ihn gewiß auf das interessanteste überraschen. — Nur, meine Gräfin, möge es ihn ja nicht im entferntesten an die Gegenstände erinnern, die, wie Sie nur zu gut wissen, sein Herz so sehr beängstigen, und so muthlos niederdrücken. Es steht Ihnen ja frey die Stücke zu besehn. Sie kennen Ihren Gemahl am besten, wissen seine geheimsten Verhältnisse. Sehen Sie selbst, und entscheiden Sie.

Gräfin. Ja ich will sie sehn. — Gehen Sie selbst Düval, zu dem Manne, bitten Sie ihn, sich einstweilen die Zeit im Garten zu vertreiben, ich würde bald angekleidet seyn, und freute mich im Voraus auf den Genuß seines schönen Werks. — Lassen Sie den Gärtner ihm die Nelkenflur zeigen; Greise lieben die Blumen, und fühlen sich verjüngt, wenn sie ihre lachenden Farben sehn.

Die Düval führte dem Mahler selbst in den Garten. Er gieng gefühllos vor den

Blumenstücken vorüber und kam durch mancherley Windungen reizender Partieen bey einem Wäldchen an, dessen Anblick aus der Ferne schon einen tiefen Eindruck auf sein Herz machte. Unter einer ehrwürdigen Eiche sah' er den Altar der Freundschaft, und, von Ephen umschlungenen Ulmen und Myrthen umringt den Altar der Liebe; im Hintergrunde eine Todtenurne, umringt von Cypressen, und überschattet von traurigen Thränenweiden. Der Gram des Greises erwachte bey diesen Gegenständen mit einer noch nie gefühlten Bitterkeit. — — „Hier lebt' er denn, sagt' er bey sich selbst, der unmenschliche Räuber, selig wie ein Gott, und mein Kind, das er mordete, mein Kindeskind, welches er seinem Schicksale überließ, sind vergessen; meine Haare sind unter Kummer ergraut, und ich fahre mit Leid in die Grube. — Bösewicht ohne Gleichen, ich will gern hinunterfahren, denn das Leben hat keinen Werth für mich; aber meinen Fluch sollst du noch hören, und dieser Fluch soll dein Untergang seyn.

Er sah den Bedienten kommen, der ihn zur Gräfin abrief. Mit scheinbarer Kaltblütigkeit gieng er ihm entgegen, und folgte ihm in das Schloß.

Der Anblick des Greises rührte die Gräfin. Seine Züge sagten ihr, daß er viel gelitten hatte.

Verzeihen Sie gnädigst, sagte der Mahler, daß ich mich Ihnen genähert habe. Gefühlvolle Seelen suchen einander, und ich lese es in Ihren Blicken, daß der Ruf mich nicht getäuscht hat. — Ich bin nah am Grabe, und wünschte die wenigen Stücke, die meinem Herzen so werth waren, in den Händen edler Personen, welche die Kunst für etwas mehr, als für eine Dienerin des Luxus ansehen. Hier sehn Sie ein Gemählde eines sechszehnjährigen Mädchens.

G r ä f i n (nach einer Pause stummer Entzückung.) In der That, mein Herr, diese Figur könnte man idealisch nennen, so hinreißend ist der Ausdruck von Unschuld, und den ersten zarten Regungen

einer schwärmerischen Liebe. Sie scheint ganz in süssen Träumen einer nahen Zukunft verloren. —— Und jenes Stück? —

Mahler. Dieß, gnädige Gräfin, ist der Pendant. Machen Sie sich aber auf das Schrecklichste gefaßt. — Gott! es war mein einziges Kind, ein Meuchelmörder hat es mir geraubt, da liegt es im engen Hause, und schläft seinen langen Schlaf. —

Die Gräfin bebte zurück, als sie das reizende Geschöpf blaß und erstarrt im Sarge vor sich sah, am Sarge ein weinendes Kind, welches die zarten Hände nach der Todten ausstreckt. Unglücklicher Greis, sagte sie, ich ahnde das Schicksal Ihrer Tochter, sie wurde ein Raub der Verführung.

Mahler. Ja so ists, der giftige Sturm des niedrigsten Lasters hat meine schöne Lilie geknickt. O des Verräthers ohne Gleichen! Aufgezogen zur Tugend und Kunst lebte mein Mädchen in stiller Zurückgezogenheit, unbekannt mit der Leidenschaft und den Klippen der Unschuld. Unter einem angenommenen falschen Namen

wußte er sich Zugang in mein Haus zu verschaffen, seine Gesichtsbildung versprach Edelsinn und Gefühl, sein Geschmack und seine Sitten waren fein, ich gewann ihn lieb, und das Mädchen fand seine Unterhaltung angenehm. Ich argwohnte nichts, beyde durften ungehindert allein seyn. Bald bemerkte ich, daß meine Tochter ihre vorige Ruhe verloren hatte und mit Unruhe geheimen Gedanken nachhieng. Wildenfels, so nannte sich der Baron, erschien auf einmal nicht mehr, ich erfuhr, daß auf der Universität zu G. wo er zu studieren vorgab, kein Cavalier dieses Namens sey, ich ahndete nun den schrecklichen Betrug, drang in meine verzweifelnde Tochter, und Gott! wie war mir, als sie niedersank, schwimmend in Thränen meine Knie umfaßte und die That gestand! Er hatte ihr mit den heiligsten Schwüren die Ehe versprochen. Sie gebahr einen Sohn, aber Gram und Reue kürzten in wenigen Jahren ihr Leben ab. O meine Mariane!

Gräfin (erschrocken und hastig.) Wie? Mariane hieß Sie?

Mahler. Ja Gräfin, Mariane. Mariane hieß auch mein unvergeßliches Weib.

Gräfin. Mahler, ich bitte Sie um Gottes Willen, wenn Sie irgend ein Gefühl von Mitleid haben, entfernen Sie sich mit diesen unseligen Bildern aus unserm Schlosse. Wenn mein Gemahl käme.

Mahler. Glauben Sie, daß ich den Anblick Ihres Gemahls fürchte? — Ha! ich kann ihm ohne Scham unter die Augen treten, aber er muß vor meinem Anblicke zittern. — Unglückliches Weib! Jammer und Wuth erfüllen mich, indem ich Sie sehe. Sie sind schändlich verrathen. Jener Bube, der mein Kind entehrte, es mit Hohngelächter verließ und grausam mordete, — dieser Bube, es ist Ihr Mann.

Gräfin. Gott, was hör' ich! Mahler, erbarmen Sie sich eines trostlosen Weibes. Verlassen Sie das Schloß. Was Sie verlangen, was Sie fordern, soll geschehn.

Mahler. Für das Kind hat Gott ge-

sorgt, unbekannte Wohlthäter ernähren es, ich habe für mich nichts weiter zu fordern, als daß ich Ihren Mann sehe, ihm ein Lebewohl sage und einen Handdruck gebe, von dem ihm das Blut in den Adern erstarrt.

Der Graf, welcher das Geschrey gehört hatte, stürzte jetzt in das Zimmer der Gräfin. Als er den Mahler erblickte, wurd' er todtenblaß, und schauderte zurück. — Herr von Wildenfels, sagte der Greis, indem er ihn mit einem fürchterlichen Lächeln der Wuth starr ins Auge faßte, kennen Sie dieses Mädchen noch? Ha! wie schön nimmt sich Ihr Opfer im Sarge aus. Entzückt Sie nicht die Blässe der Wangen, nicht der sanfte Schlaf unter den geschlossnen Augen, und der ewige Friede des Todes in allen erstorbnen Zügen, nicht das noch verweilende Lächeln des Danks, als Sie mir mit dem letzten Odemzuge den letzten Händedruck gab? — Warum starren Sie den Boden an? Sehn Sie doch hin! — Wie die Thränen des Kindes am Sarge fließen!

Tellow. Grollmann, halten Sie ein — Ihre Wuth ist gerecht — ich will alles für Sie und das Kind thun, was Sie fordern — ziehen Sie zu mir, das Kind soll in mir seinen Vater, in meinem edlen Weibe seine Mutter finden.

Mahler. Frevel ohne Grenzen! — Spott über meine grauen Haare! Spott aus dem Munde eines Mörders! — — Wie, Bube! ich bey Dir bleiben, mit dem Kinde, über dessen Mord Du vielleicht gelacht hättest, wie über Marianens? — Glaubst Du, daß ich kam um zu betteln? Eher sollten die Fluten über Deinem Kinde zusammenschlagen, als ein Groschen aus Deiner Börse ihm das Leben fristete. — Bösewicht, (langsam und mit furchtbarem Nachdrucke) Du sollst keinen frohen Sonnenstrahl mehr sehn, dein Weib sich mit Eckel von Deiner Seite reissen, und spottend vor Dir vorübergehn; wenn Du noch Kinder zeugst, es sollen gräßliche Mißgeburten seyn, die Dein Daseyn verwünschen, denen Selbstmord Wollust ist; schändliche Gifte sollen Deinen Kör-

per langsam zerstören, Du sollst dem Tode rufen und er soll nicht kommen, der Dolch, den Du verzweifelnd gegen Dich zücken willst, soll Deiner kraftlosen Hand entfallen, und wenn endlich Dein letzter Tag herannaht, soll Marianens Schatten mit den Schatten aller Deiner Verführten und Gemordeten Dich umringen, nach langer langer Todesangst sollst du sterben, und die fremde Hand eines Miethlings Dir die Augen zudrücken. — Dieß Lebewohl wollt' ich Dir noch sagen, ehe ich in die Grube fahre; darum macht' ich die weite Reise. — Fort nun zur Heymath! Ich fliehe vor Deinem Schlosse, wie vor einer verfluchten Stätte, auf welcher tausendfache Blutschuld ruht. Und hier soll nie wieder ein Tellow wohnen, Dein Geschlecht soll untergehn! ! !

Der Mahler verließ mit schauderhafter Wuth das Zimmer. Niemand wagt' es ihn aufzuhalten. Die Gräfin war in Ohnmacht gesunken, der Graf stand lange erstarrt und sinnlos da. — „Verflucht, rief er endlich, mit dem Ausdrucke einer

gräßlichen Verzweiflung, verflucht sey der Tag meiner Geburt, verflucht sey die Stunde, wo das Weib sagte, es ist ein Männlein gebohren! — Weg von euch ihr Bilder, die ihr mich zur Hölle verdammt, weg von einem Weibe, dessen Flüche noch schrecklicher seyn müssen, als die des Greises!" Er eilte auf sein Zimmer, und verfertigte mit größter Schnelligkeit einen Aufsatz über sein Vermögen. Tod war sein fester Entschluß, aber zugleich auch Mord seiner Kinder. Diese Unglücklichen sollten sein Andenken nicht erneuern, und ihr leidenvolles Leben schien ihm unerträglich, der Tod Wohlthat. Er befahl die Kinder auf sein Zimmer zu bringen, weil er sie so lange nicht gesehn habe.

Die Gräfin war kaum von ihrer Ohnmacht zurückgekommen, als sie angstvoll rief: „Wo ist mein Mann?" Sie ließ sich nicht aufhalten und gieng hastig auf sein Zimmer. Gott, welch' Entsetzen für die Unglüchliche! Mit blutigem Dolche stand der Graf mit allen Anzeichen des Wahnsinns da, am Boden lagen die blu-

tenden Kinder. — Weib! sagte der Graf mit rollenden Augen, sieh' da! ich habe meine Krüpel ermordet. — Gott erbarme sich deiner Seele, rief die Unglückliche, und rang trostlos die Hände. — „Sie ruhen sanft, sagt' er, ich werde auch sanft ruhn, und dann, Sie, himmlische Seele, am allersanftesten. — Er wollte sie umarmen „Weg Mörder, rief sie, geben Sie mir meine Kinder wieder! —" „Ha! so wünscht' ich Sie, sagt' er, verfluchen Sie mein Andenken, und seyn Sie glücklich." Feyern Sie morgen mit Flüchen meinen Geburtstag, ich hab' ihn selbst verflucht und mag ihn nimmer wiedersehn! —" Die Gräfin wollte um Hülfe rufen, aber sie war kaum zur Thür hinaus, als ein Schuß im Zimmer fiel. Der Graf lag röchelnd neben den ermordeten Kleinen. Wie todt stürzte die Gräfin zur Erde. Man rief die Aerzte, der Graf war nicht zu retten; die Gräfin erwachte zu einem Leben, welches schrecklicher als Tod war. Der Gram befreyte sie in wenig Wochen von der Last desselben.

Ende.

1-4 = XXXX I 84
XYX V 89